

WIEN MUSEUM
KARLSPLATZ

gastarbajteri
– eine aktuelle Rückschau

stimme
von und für Minderheiten

Der Post-Neusprech 2

George Orwell lässt in seinem Roman 1984 einen Sprachwissenschaftler sagen: „Begreifst du denn nicht, daß Neusprech nur ein Ziel hat, nämlich den Gedankenspielraum einzuengen? Zu guter Letzt werden wir Gedankendelikte buchstäblich unmöglich machen, weil es keine Wörter mehr geben wird, um sie auszudrücken.“

Die politische Sprache, die sich unserer Tage in den zivilgesellschaftlichen Bewegungen breit macht, hat mich im letzten Heft zu einem Vergleich verleitet. Ich habe diese von Anglizismen, Kunstdiskurs und „Dekonstruktivismus“ durchsetzte Sprechweise auf „Post-Neusprech“ getauft – auch im Hinblick auf die Theorieansätze, die mit der Vorsilbe „Post-“ versehen werden.

Der Post-Neusprech revidiert den Rassismus-Begriff auf dreifache, programmatische Weise. Erstens wird eine Reihe von Phänomenen, Diskursen und Praktiken allesamt unter „Rassismus“ subsumiert, obwohl sie – wie ich im letzten Heft zu zeigen versucht habe – eine ganze Menge Unterschiede aufweisen. Wir haben es hier mit einem *Reduktionismus* zu tun, der alle Schattierungen verschwinden lässt und – wie im Orwellschen Newspeak – den Gedankenspielraum einengt.

Zweitens wird im Post-Neusprech der zentrale „Stützpunkt“ des Rassismus verlagert. In den letzten beiden Jahrzehnten haben einige AutorInnen (anhand der Analyse vor allem der französischen Rechten) von einem „Neo-Rassismus“ gesprochen und auf die besondere Rolle des Nationalstaates sowie der national verfassten Gesellschaftsstrukturen verwiesen, die den Rassismus stützen, bisweilen sogar erzeugen. Mit einer solchen Strukturanalyse des Rassismus wollte man u. a. den Fokus von den Neo-Nazis lenken, die in den Medien zwecks Verharmlosung des Rassismus als „gewaltbereite Jugendliche aus zerrütteten Familien“ dargestellt wurden.

Die Post-Neusprech-BenutzerInnen aber verschieben nun den Akzent so sehr auf die „strukturelle“ Dimension des Rassismus, dass bewusste rassistische Bewegungen, Diskurse,

Strategien und politische Etablierungsversuche ebenso gänzlich aus ihrem Blickfeld verschwinden wie die Kämpfe dagegen. Rassismus ist für Post-NeusprechlerInnen eine vornehmlich *staatliche Praxis*; der österreichische Staat etwa ist mit all seinen Institutionen, von den rechtlichen bis hin zu den Gewerkschaften, rassistisch. Der Großteil der bisherigen Versuche, dem Rassismus Einhalt zu gebieten, musste deshalb scheitern, da sich diese Versuche innerhalb des Systems und seiner Institutionen bewegt haben. Sie waren quasi innerstaatliche Alibi-Aktionen. Es gilt, so der Post-Neusprech, die staatlichen Strukturen zu „dekonstruieren“.

Abgesehen von der wohl berechtigten Frage, wie eine „Staats-Dekonstruktion“ in der Praxis aussieht, macht diese staatszentrierte Prämisse eine breit angelegte Allianz gegen Rassismus unmöglich. Da der Post-Neusprech jede Form der Diskriminierung oder soziale Gruppenbildung ohne Unterschied als rassistisch einstuft, können etwa „mehrheitsösterreichische“ (eines der schönsten Post-Neusprech-Wörter überhaupt!) Einrichtungen und Gruppen nur bedingt „antirassistisch“ sein.

Damit bin ich bei der dritten „Revision“: Wie in den meisten binären Auffassungen der Gesellschaft („wir und unser Gegensatz“) ist der Post-Neusprech geneigt, den Rassismus via Antirassismus festzumachen. Der Antirassismus (wie einst der Antifaschismus) markiert den eigenen Standpunkt als einen archimedischen Punkt und nennt andere Standpunkte und Diskurse, die von diesem nicht eingeschlossen oder als dessen Gegensatz betrachtet werden, rassistisch. Die „antirassistische Positionierung“ ist zugleich *suggestiv* und *denunziatorisch*: Rassisten sind immer die anderen, und der Kampf gegen Rassismus speist sich aus der Überführung anderer. Der Antirassismus legitimiert sich insofern, als er anderen Rassismus unterstellen kann.

Und hier kommt ein weiterer Champion des Post-Neusprech ins Spiel: *migrantisch*.

Einmal davon abgesehen, dass das Wort phonetisch an einen Krankheitszustand denken lässt, birgt seine zunehmende Popularität die Gefahr einer Festschreibung, gegen die es angeblich eingesetzt wird. Personen, die in Folge unterschiedlicher Einwanderungsprozesse heute in den west- und mitteleuropäischen Ländern leben, wurden erst in der Rechts-, Polit- und medialen Sprache zu einer einheitlichen Gruppe nivelliert: Ausländer, Fremde etc. Diese vereinheitlichende Zuschreibung wird aber mit dem Attribut „migrantisch“ nur vertieft. Der Begriff ist indes aus einem anderen Grund problematisch. Gepaart mit dem „revidierten“ Rassismus-Begriff deutet er an, dass „migrantische Positionen“ von Haus aus antirassistisch sind, wohingegen den „mehrheitsösterreichischen“ der Ruch des Rassismus automatisch anhaftet. Nur wer gegen die eigene, via Staatsbürgerschaft der Eltern vererbte „hegemoniale Subjektposition“ ankämpft und sich in den Dienst „migrantischer Positionen“ stellt, hat da eine Chance, als kein/e Rassistin durchzugehen.

Einer der vom Post-Neusprech am meisten missbrauchten AutorInnen, Michel Foucault, redet in diesem Zusammenhang von einer *Doktrin*: Wenn eine Aussage als unzulässig für eine Doktrin gilt, stellt dies die Zugehörigkeit des/r Sprechenden zur betreffenden doktrinären Gruppe in Frage. Und umgekehrt bestimmt die Zugehörigkeit des sprechenden Subjekts die Gültigkeit seiner Aussage, „sofern die Doktrin immer als Zeichen, Manifestation und Instrument einer vorgängigen Zugehörigkeit gilt – einer Klassenzugehörigkeit, eines gesellschaftlichen oder rassistischen Status, einer Nationalität (...), einer Zusammengehörigkeit in Kampf, Aufstand, Widerstand oder Beifall“ (*Die Ordnung des Diskurses*. Ffm 1982: 30).

Der Post-Neusprech scheint schließlich von einem Ziel getragen zu sein, das Orwells Sprachwissenschaftler so formuliert: „Die Revolution wird vollendet sein, wenn die Sprache perfekt ist.“ Vor dieser Perfektion sollten wir uns hüten.

Hakan Gürses

impressum

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt des Vereins zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*). Medieninhaber und Verleger: Bürgerinitiative Demokratisch Leben, Klostersgasse 6, A-6020 Innsbruck; Herausgeber: Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten (*Initiative Minderheiten*), Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel.: 01/586 12 49-12, E-mail: initiative.minderheiten@chello.at; Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel. & Fax: 0512/586 783; Redaktion: Gumpendorfer Str. 15/13, 1060 Wien, Tel.: 01/586 12 49-18, Fax: 586 82 17, E-mail: stimme@chello.at. Chefredakteur: Hakan Gürses. Redaktionelle Mitarbeit: Hikmet Kayahan (hk), Gerald K. Nitsche (gkn), Vladimir Wakounig, Franjo Schruiff, Ursula Hemetek, Michael Örtl, Cornelia Kogoj, Beate Eder-Jordan, Gerd Valchars, Isabelle Bene. Ständige AutorInnen: Erwin Riess, Stefan Nicolini, Marinela Vecerik, Anita Konrad, Kahlauer, mh, ede, M. Fürst. Fotoredaktion: Mehmet Emir. Zeichnungen: Andreas Ohrenschild, Hakan Gürses. Graphische Gestaltung: schultz+schultz-Mediengestaltung. Herstellung (Repro & Druck): Drava Verlags- u. Druckgesellschaft m.b.H., Tarviser Str. 16, A-9020 Klagenfurt/Celovec, Tel.: 0463/50 566. Verlags- und Erscheinungsort: Innsbruck; Verlagspostamt: 6020 Innsbruck. Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben. Aboverwaltung: Vida Bakonyi (Redaktionsadresse); Jahresabo (4 Hefte): € 14,-; für Vereinsmitglieder kostenlos.

	Impressum	2
Geschichten zur Migrationsgeschichte	Cornelia Kogoj	4
Statements zu einem Projekt		6
„Gastarbeiter ohne Klischee“		10
Das Buch zum Projekt		11
Eine frühe Warnung. Eine neue Geschichte?	Gruppe Or-Om	12
Rettungswagen für Adatepe		14
Nicht in unserem Namen!	Gudrun Perko	15
Groll: Der Kampf um den Fön	Erwin Riess	16
Innerbetriebliche Antidiskriminierungspolitik in Europa	Helene Trauner	18
Thema: Sexarbeit	Paul Scheibelhofer	20
Brief aus Istanbul	Gerald Kurdoğlu Nitsche	22
Kulturen & Künste		23
Tipps		27
Offenlegung		30
Jesus im Heiligen Land (Tirol)	Michael Örtl	31

gastarbeiter – eine aktuelle Rückschau

Die *Initiative Minderheiten* hat – aufgrund einer Idee von Cemalettin Efe und Andrea Jantschko – vor über drei Jahren begonnen, an einem Projekt anlässlich 40 Jahre Arbeitsmigration nach Österreich zu arbeiten. Die anfängliche Vorstellung von einer größeren „Multimedia-Ausstellung“ in einem öffentlich-repräsentativen Raum wuchs sich allmählich zu einem Großprojekt mit mehreren inhaltlichen Ebenen und Schauplätzen aus. Ein mehrköpfiges Team arbeitete unter den mühsamen Bedingungen, die eine NGO mit beschränkten Ressourcen anbieten kann, am visuellen, künstlerischen und ausstellungstheoretischen Konzept, an der politischen und wissenschaftlichen Linie, an der Recherche, der Technik, Finanzierung und Verwaltung des Projekts drei volle Jahre lang.

Als Ausstellungsort war zunächst die *Hauptbücherei* am Wiener Gürtel vorgesehen, die 2003 eröffnet wurde. Die mit dieser Eröffnung verbundenen Verzögerungen wirkten sich auch auf die Ausstellung aus; der Termin wurde mehrmals verschoben. (Wir kündigten beispielsweise in der Sonderausgabe STIMME Nr. 45/IV 2002 an, dass die Ausstellung, damals noch unter dem Titel „Lange Zeit in Österreich“, im Frühjahr 2003 starten würde.) Erst im letzten Drittel des Gestaltungsprozesses wurde die *Initiative Minderheiten* vom frisch berufenen Direktor des *Wien Museums* (damals noch: *Historisches Museum der Stadt Wien*) Wolfgang Kos angefragt, einen Teil des Projekts in Zusammenarbeit im Museum zu realisieren. Das war eine große Herausforderung für das Projekt-Team und die *Initiative Minderheiten*, doch

zugleich eine Möglichkeit, ein viel breiteres Publikum mit wirksamerer medialer Unterstützung zu erreichen. Das Konzept musste allerdings den neuen Bedingungen angepasst werden. Das nunmehr *gastarbeiter* heiße Projekt sollte eine historisch orientierte Ausstellung im Museum, eine künstlerisch orientierte, sich mit Medien und Migration befassende Ausstellung in der Bücherei sowie eine Filmreihe in Zusammenarbeit mit dem *Filmarchiv Austria* umfassen. Auch der Umfang des geplanten Rahmenprogramms wurde auf ein Mehrfaches vergrößert. Das Arbeitspensum wuchs für alle Beteiligten; das Betreiben wurde immer fiebriger.

Schließlich war es so weit: Am 21. Jänner 2004 wurde das Projekt *gastarbeiter* nacheinander in den beiden Ausstellungsorten eröffnet. Bis zum Abschluss am 11. April fanden die Ausstellungen und das Rahmenprogramm ein ungewöhnlich reges Publikumsinteresse; auch die mediale Rezeption war über gewohnte Maßen hinaus ein Erfolg.



Der gleichnamige Katalog zu *gastarbeiter* stellt zwar eine umfassende Dokumentation dieses Projekts dar, und wir wollen ihn Ihnen ans Herz legen (siehe Besprechung auf S. 11). In diesem STIMME-Heft haben wir aber zusätzlich eine „aktuelle Rückschau“ auf *gastarbeiter* als Schwerpunkt ausgewählt, welche auf Berichterstattung ausgerichtet ist. Aufgrund des „live“-Charakters der Veranstaltungen und der Tatsache, dass die Ausstellungen nur in Wien zu sehen waren, versuchen wir in der vorliegenden Ausgabe anhand von Statements, Presse-Stimmen sowie informativen Texten das Projekt *gastarbeiter* noch im Rahmen seines Geschehens allen LeserInnen näher zu bringen.

Ein Text „tanzt“ da etwas aus der Reihe: Die Gruppe Or-Om, von der wir bereits in früheren Heften Texte veröffentlicht hatten, stellt am Fallbeispiel eines Dokuments, das keinen Eingang in die Ausstellung fand, die kritische Frage nach der eigenen „hegemonialen“ Dimension des „Gegendiskurses“. Wegen der Brisanz dieser Frage wollten wir Ihnen den – vielleicht etwas ins Persönliche gehenden – Text nicht vorenthalten.

Die Initiative Minderheiten hat ein Projekt initiiert, das zwei Ausstellungen und eine Filmreihe umfasst und sie in Institutionen hineinträgt, in deren Beständen und Archiven sich Teile des kulturellen, historischen und visuellen Gedächtnisses dieses Landes befinden.

Cornelia Kogoj

ist Generalsekretärin der Initiative Minderheiten und Kuratorin der beiden „gastarbajteri“-Ausstellungen. Der vorliegende Text ist die gekürzte Fassung eines Beitrags, der im Ausstellungskatalog „Gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration“ veröffentlicht wurde (nähere Informationen zum Katalog finden Sie auf S. 11).

Geschichten zur Migrationsgeschichte

Die Erzählungen haben ihren Ausgangspunkt im Jahr 1964. Das Anwerbeabkommen mit der Türkei trat in Kraft, dem 1966 ein weiteres mit Jugoslawien folgte. Die Österreichische Wirtschaftskammer errichtete Anwerbestellen in Istanbul und Belgrad und begann damit, Arbeitskräfte aus diesen beiden Ländern nach Österreich zu holen. Während ursprünglich beide Seiten von einer temporären Etappe ausgingen – von einem Aufenthalt auf Zeit –, wurde der Zeitpunkt der Rückkehr immer weiter verschoben. Viele sind überhaupt geblieben, und ihre Kinder und Enkel wurden hier geboren. Nicht zuletzt durch diese Arbeitskräfte hat sich Österreich in diesen vier Jahrzehnten zu einer Wohlstandsgesellschaft entwickelt. Eher unsichtbar blieben hingegen die Folgen für die MigrantInnen selbst. Trotz einer mittlerweile 40-jährigen Migrationserfahrung gibt es bisher so gut wie keinen institutionalisierten Diskurs darüber. Es ist daher an der Zeit, diese Geschichte öffentlich zu machen, sie auch als Teil der österreichischen Geschichte zu betrachten und an ihrer Repräsentation zu arbeiten.

Aufnahme in das kollektive Gedächtnis

Dabei stellen sich Fragen nach der Form einer adäquaten Repräsentation. Soll diese Geschichte „von unten“, also von den MigrantInnen selbst, geschrieben werden? Oder sollen die strukturellen wie globalen Ursachen und Bedingungen von Arbeitsmigration herausgearbeitet und dargestellt werden? Wie können neue Bilder hergestellt und andere Realitäten gezeigt werden, denen es gelingt, die seit langem verfestigten Vorstellungen aufzulösen? Von wem soll die Geschichte geschrieben werden, angesichts der Tatsache, dass MigrantInnen in den dominanten öffentlichen Diskursen und medialen Bildern in erster Linie als Objekte der Repräsentation fungieren, während sie als Subjekte weitgehend marginalisiert sind? Und nicht zuletzt: Wo soll diese Geschichte geschrieben werden, in welchen institutionellen und medialen Räumen soll sie ihren Platz finden?

Die Aufnahme in eine Gemeinschaft erfolgt unter anderem – neben der Ausstattung mit politischen und sozialen Rechten – auch über die Aufnahme in das kollektive Gedächtnis dieser Gemeinschaft. Die Initiative Minderheiten hat daher ein Projekt initiiert,

das zwei Ausstellungen und eine Filmreihe umfasst und sie in Institutionen hineinträgt, in deren Beständen und Archiven sich Teile des kulturellen, historischen und visuellen Gedächtnisses dieses Landes befinden. Das *Wien Museum Karlsplatz* und die *Hauptbücherei der Büchereien Wien* scheinen uns dafür geeignete Räume zu sein.

Ein Ausgangspunkt dieses Projekts, zu dem der ursprüngliche Anstoß von Cemalettin Efe und Andrea Jantschko kam, war die Überlegung: Die Geschichte der Arbeitsmigration kann nur über verschiedene Geschichten, über Fragmente geschrieben werden, die sich nicht neutral in eine Allgemein-Erzählung einschreiben lassen, sondern Standpunkte vertreten. Daher wurden von Beginn an Personen und Institutionen angesprochen, die sich seit Jahren praxisorientiert, theoretisch oder künstlerisch mit dem Thema Migration auseinandersetzen, um vorhandenes Wissen zusammenzuführen. Diese Form der diskursiven Vernetzung und des breit angelegten Wissenstransfers aus den Bereichen der politischen Praxis, Kunst und Theorie lässt unterschiedliche Blickwinkel zu und ermöglicht Gegenüberstellungen zum hegemonialen Diskurs.

Die beiden Ausstellungen *gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration* im *Wien Museum Karlsplatz* und *gastarbajteri – Medien und Migration* in der Hauptbücherei der Büchereien Wien fragen nach dem Zusammenhang zwischen verschiedenen strukturellen Bedingungen und nach den Strategien, mit diesen umzugehen. Die Geschichten, die in den Ausstellungen erzählt werden, lassen eines erkennen: dass MigrantInnen als handelnde Subjekte auf unterschiedliche, meist sehr kreative Weise mit den Rahmenbedingungen umgegangen sind und dies weiterhin tun.

Orte der Migration

Mit dem serbokroatischen Lehnwort „gastarbajteri“ werden im ehemaligen Jugoslawien ArbeitsmigrantInnen bezeichnet, die seit den 1950er-Jahren nach Deutschland und ab 1964 auch nach Österreich gingen. Anhand von elf paradigmatischen Orten und Zeitpunkten unternehmen die Initiative Minderheiten und das *Wien Museum Karlsplatz* einen kritischen Rückblick auf 40 Jahre Arbeitsmigration.

Um diese fragmentarischen Erzählungen zu kontextualisieren, finden alle Orte eine Entsprechung auf einer *Zeitachse*, die sich durch die gesamte Ausstellung zieht. Ereignisse, die für die Zuwanderer und Zuwanderinnen wichtig waren, sowie politische und gesetzliche Veränderungen

werden auf dieser Achse bildlich und textlich dargestellt.

Indem die Ausstellung die enge Verbindung von Wissen und Macht auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung thematisiert, versucht sie stereotype Erzählweisen zu dekonstruieren.

Medienräume

Die zweite Ausstellung, *gastarbajteri – Medien und Migration*, beschäftigt sich mit der Bedeutung von Kommunikationsmitteln zur Aufrechterhaltung von Kontakten mit den Familien und Freunden im Herkunftsland, aber auch mit jenen, die ebenfalls in der Diaspora leben. Und mit der Bedeutung von Massenmedien.

Als im Jahr 1964 die ersten ArbeitsmigrantInnen nach Österreich kamen, war nicht abzusehen, welche Folgen die zwischenstaatlichen Vereinbarungen für die gesellschaftliche, politische und kulturelle Situation im Einwanderungsland, aber auch in den Herkunftsländern haben sollte. Über die Anwerbestellen in Istanbul und Belgrad kamen die ersten, meist jungen und männlichen, Arbeitskräfte. Später zogen ihre Familien nach. Briefe, Fotos, Telefon und Audiokassetten waren anfangs jene Kommunikationsmittel, mit denen der Kontakt zu den Verwandten und Bekannten im Herkunftsland weiter gepflegt wurde. Erst viel später kam das Internet hinzu. Über diese privaten Medienkanäle wurden Gemeinschaften aufrechterhalten, aber auch neu definiert, da diese Gemeinschaften nicht mehr als lokale Beziehungsgefüge konzipiert waren, sondern als Formen sozialer oder virtueller Bindung, die sich nun auch über größere Entfernungen hinweg ausprägen konnten. Gleichzeitig markieren diese 40 Jahre aber auch jenen Zeitraum, in dem sich das Fernsehen zu einem Massenkommunikationsmittel entwickelt hat. Waren es Anfang der 80er-Jahre Videokassetten mit Spielfilmen aus der Türkei und Jugoslawien, die von den in Österreich lebenden MigrantInnen konsumiert wurden, so können heute Filme und Programme aus den Herkunftsländern direkt über Satellit empfangen werden. Es entstand eine Medienlandschaft, die für die meisten Mehrheitsangehörigen nicht sichtbar ist, während sie für MigrantInnen eine Alternative oder eine Ergänzung zu den österreichischen Medien darstellt.

Für die Ausstellung wurden KünstlerInnen eingeladen, deren Arbeiten sich um Kommunikationsmittel drehen, mit deren Hilfe Bilder und Momente der „verlorenen und der neuen Heimat“ entworfen werden.

Mit den Realitäten im Herkunfts- oder Einwanderungsland stimmen diese meist gar nicht überein.

Begleitet werden die beiden Ausstellungen von Veranstaltungen sowohl im Museum als auch in der Bücherei und von einem eigens erarbeiteten Vermittlungsprogramm für SchülerInnen und Lehrlinge sowie von Jugendprojekten.

Zusätzlich schafft die Filmreihe *gastarbajteri – MigrantInnen im Film*, die in Zusammenarbeit mit dem Filmarchiv Austria entstanden ist, eine inhaltliche Klammer. Der Eröffnungsfilm „Gute Arbeit“ von Karin Macher, im Auftrag der Initiative Minderheiten und des Migrantinnenberatungszentrums *Pe-regrina*, zeigt in drei Episoden das Leben der Migrantinnen als Arbeiterinnen, Pendlerinnen und Alleinerhalterinnen. Er erzählt, mit welchen Problemen diese Frauen zu kämpfen haben, zeigt die Strategien, die sie entwickeln, um zurechtzukommen und um zu überleben.

Interventionen im öffentlichen Raum

Für die Initiative Minderheiten, die seit mehr als zehn Jahren für eine minderheitengerechte Gesellschaft eintritt, in der individuelle Lebensentwürfe unabhängig von Merkmalen wie ethnischer, sozialer oder religiöser Zugehörigkeit, sexueller Orientierung und Behinderung als gleichberechtigt und gleichwertig anerkannt sind, ist dieses Projekt die Fortsetzung eines Diskurses – eines Diskurses, der auf einer breiten Basis seinen Anfang 2000 im Rahmen von *gettoattack* und in der Folge im Rahmen der *Wiener Wahlpartie*¹ genommen hat, als es in Österreich zu einem Regierungswechsel mit der FPÖ in der Koalition gekommen ist. Es ist ein Diskurs über die Rechte von MigrantInnen, über ihre Repräsentation und über antirassistische Strategien. Daher soll diese Ausstellung einen weiteren kritischen Diskussionsbeitrag im öffentlichen Raum liefern und durch die Sichtbarmachung dieser Geschichte eine neue Form der Aushandlung von Geschichtsbildern, Ethnizität, Identitätskonstruktionen und von politischen Handlungsfeldern bieten.

Anmerkung:

¹ Die Wiener Wahlpartie (wvp) formierte sich im Rahmen der Wiener Gemeinderatswahlen (März 2001), um die wahlwerbenden Parteien aufzufordern, MigrantInnen als Zielgruppe wahrzunehmen und Maßnahmen für die Absicherung von Rechten und gegen Diskriminierung umzusetzen. Diese Plattform wurde von Echo, dem Österreichischen Netzwerk gegen Rassismus (ANAR) und der Initiative Minderheiten getragen.

Cornelia Kogoj





In ihren Eröffnungsreden und auf der Pressekonferenz zuvor gaben MitarbeiterInnen des Projekts sowie VertreterInnen der drei Institutionen (Wien Museum, Hauptbücherei und Initiative Minderheiten) Statements über die Ziele und den Entstehungsprozess von *gastarbajteri* und über die eigenen Einrichtungen ab.

Statements zu einem Projekt

Das Projekt *gastarbajteri* startete am 21. Jänner 2004 mit der Eröffnung der Ausstellung *gastarbajteri – Medien und Migration* in der Hauptbücherei am Wiener Gürtel. Am selben Abend folgte dann die feierliche Eröffnung von *gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration* im Wien Museum. In ihren Eröffnungsreden und auf der Pressekonferenz zuvor gaben MitarbeiterInnen des Projekts sowie VertreterInnen der drei Institutionen (Wien Museum, Hauptbücherei und Initiative Minderheiten) Statements über die Ziele und den Entstehungsprozess von *gastarbajteri* und über die eigenen Einrichtungen ab. Das Team der Radio Sendung der Initiative Minderheiten, „Radio Stimme“, schnitt die Statements mit und führte auch Interviews mit teilnehmenden KünstlerInnen und ProjektleiterInnen. Einen Ausschnitt daraus hat „Radio Stimme“-Mitarbeiterin Barbara Sorge ausgewählt und transkribiert. Wir drucken diese Auswahl hier ab, um Sie über den Hintergrund von *gastarbajteri* und die Intentionen des Projektteams näher informieren zu können.

Alfred Pfoser, Direktor der Büchereien Wien:

Die Büchereien sind eine Einrichtung, die für alle Bewohner da sind, also auch für jene Bewohner Wiens, die in der Stadt leben, die in der Stadt arbeiten, die in der Stadt in die

Schule gehen. Öffentliche Bibliotheken haben immer sehr viel mit Integration zu tun gehabt. Erstens sind die öffentlichen Bibliotheken eine offizielle Kultur-Institution, die gratis oder mit sehr geringen Gebühren den Eintritt erlaubt und möglich macht. Sie sind eine sehr niederschwellige, kundenfreundliche Institution. Das Zweite, was die öffentlichen Bibliotheken auszeichnet, ist die Fülle des Angebots. Die Menschen kommen, um Medien auszuborgen und zu nutzen, sie zu sich nach Hause zu tragen.

In Wien fiel die Gründung der öffentlichen Bibliotheken in eine Phase, als Wien von einer kleinen Stadt von 400.000 Einwohnern zu einer Millionenstadt mit 2,3 Millionen Einwohnern im Jahr 1914 gewachsen ist. Die öffentlichen Bibliotheken waren damals auch Bibliotheken, die sehr stark national ausgerichtet waren. Sie haben dazu gedient, die ankommenden MigrantInnen in die Kultur der Nation hineinzuführen. Seit den 60er-Jahren haben die Büchereien immer auch die Aufgabe der Integration gehabt. In den 70er-Jahren wurde dann damit begonnen, serbokroatische und türkische Bestände aufzubauen, vor allem im Bereich der Kinderliteratur. Zusätzlich wurden auch serbokroatische und türkische BibliothekarInnen angestellt, die die Programme für Kinder gemacht haben. Das war zum Beispiel für viele türkischsprachige Kinder die erste Möglichkeit, ihre Sprache geschrieben zu

sehen. Wir haben uns in den letzten beiden Jahrzehnten bemüht, auf dem Gebiet der interkulturellen, der multikulturellen Erziehung Initiativen zu setzen. Es gibt in vielen Büchereien serbische, kroatische, türkische Bestände. Die Hauptbücherei hat einen großen Schwerpunkt: Sprachenlernen, und der Fremdsprachenbestand soll ausgebaut werden. Dieser Schwerpunkt setzt sich auch in der Kinderbücherei fort. Wir haben sehr viele fremdsprachige Kinderbücher und auch Comics.

Wer das Treiben in der neuen Hauptbücherei gesehen hat, wird bemerkt haben, dass sie selbstverständlich ein Ort der Integration ist. Sie befindet sich an einer Schnittstelle der Stadt, wo viele Gastarbeiterfamilien angesiedelt sind, wo sehr viele Kinder der zweiten, dritten Generation leben. Es war für mich erstaunlich zu sehen, wie viele dieser Familien zu uns kommen und die Möglichkeiten der Bibliothek nutzen.

Zur Ausstellung in der Bibliothek: Es sind acht Projekte, sieben davon künstlerischer Art, die sich mit den verschiedenen Aspekten medialer Nutzung auseinandersetzen, von Fotografien angefangen bis hin zu Zeitungsarchiven. Es gibt keinen Ort, an dem die Ausstellung konzentriert ist, sondern sie ist über das ganze Haus verteilt, und die Benutzer der Hauptbücherei passieren quasi so nebenbei auch die Ausstellung.

Martina Böse, Kuratorin der Ausstellung in der Bücherei:

Das Konzept der Ausstellung ist, dass wir einerseits Medien als Kommunikationsmittel in der transnationalen Kommunikation behandeln und andererseits auch Medien zur Herstellung von Öffentlichkeit in die Ausstellung integrieren wollten. Diese Ausstellung ist keine thematische. Das heißt, es werden darin künstlerische Interventionen präsentiert und einige dokumentarische Arbeiten und ein ganz besonderes Zeitungsarchiv, ein Privatarchiv.

Die Bücherei ist der ideale Raum für diese Ausstellung. Es ist ein sehr belebter Raum, und wir haben versucht, die einzelnen künstlerischen Arbeiten dort unterzubringen, wo sie in der Bücherei am sinnvollsten wären – sowohl medienmäßig als auch inhaltlich.

Es geht in allen acht Projekten um Medien im Sinne von Repräsentation und Herstellung subjektiver Wirklichkeit. Es war ein wichtiger Punkt für uns, herauszuarbeiten, dass es in Medien – sei es durch gesprochene, sei es durch geschriebene Sprache – immer um die Herstellung von Wirklichkeiten geht. Diese ist im Grunde auch in den

Massenmedien ein Thema. Das wird zum Beispiel in Ali Gediks Archiv dokumentiert, wo die verschiedensten Aktivitäten, die er auf politischer Ebene unternommen hat, sehr unterschiedlich dargestellt werden. Es geht in der Ausstellung auch um Öffentlichkeit, um die Frage, wie Öffentlichkeit hergestellt und genützt werden kann. Dabei gibt es aber eine Zweiteilung in „Medien als Kommunikationsmittel“ – etwa Briefe und Postkarten für transnationale Kommunikation – und „Medien als Öffentlichkeit“ – etwa Massenmedien zur Herstellung von Wirklichkeiten. Es geht um subjektive Interpretationen, was Medien bedeuten.

Man kann aus manchen Arbeiten sicher auch eine Kritik herauslesen. Es ist eine Kritik an der weitläufigen Darstellung von MigrantInnen in den Medien. Es ist auch der Versuch einer Gegenerzählung. Bilder und Wahrnehmungen werden hier thematisiert, die sehr oft nicht thematisiert werden. Es geht um Repräsentation, darum, etwas in eine Geschichte einzubauen, was dort noch fehlt.

Wolfgang Kos, Direktor des Wien Museum:

Ich freue mich, dass die Initiative Minderheiten diesem Museum zugetraut hat, ein öffentlicher Ort zu sein, und mit diesem Ausstellungsprojekt bei uns zu Gast ist.

Engagierte Initiative meets Museum: Die Ausstellung soll eine Aufmerksamkeitssteigerung für ein Thema bringen, das bis jetzt nicht in seiner gesamten Bedeutung für die österreichische und die Wiener Gesellschaft erfasst wurde. Es war wichtig, dass es eine sehr differenzierte Auffächerung der Thematiken Arbeitsmigration und Multiethnizität gibt. Es war ein sehr fragmentarisches, oft auch mikrohistorisches und detailorientiertes Herangehen vor dem Hintergrund einer Gesamtsicht und einer grundlegenden Haltung. Es war eine langsam wachsende Ausstellung, die auch eine lange Vorgeschichte hatte.

Behutsame Herangehensweise: Ein Beispiel für diese behutsame Herangehensweise ist das Sujet des Plakates und des Folders. Eine Gruppe von Männern, winkend vor Autobussen, Istanbul 1971, ein Pressefoto einer türkischen Zeitung. Es war eine lange Debatte, bis wir uns für dieses Bild entschieden haben. Es war ein Bustransport, den die österreichische Wirtschaft damals bezahlt hatte. Vorher mussten die Arbeitsmigranten mit dem Zug fahren, die wenigsten hatten ein eigenes Auto. Es war sehr beschwerlich. Aber sie wirken auf dem Foto nicht verhärtet. Es zeigt einen Aufbruch ins Ungewisse mit

erkennbarer optimistischer positiver Energie. Menschen, die – nach langem Überlegen möglicherweise – sich entschlossen haben, einen Bruch in ihrer Biografie zu riskieren und sich auf eine völlig neue Situation einzulassen. Und ich glaube, das ist etwas, das die meisten Österreicher immer wieder unterschätzt haben: Was es für Menschen an Mut, Kraftanstrengung und eben Energieleistung bedeutet, diesen Schritt ins Risiko, aber auch in eine Chance zu wagen, und dass diese Kraftanstrengung immer wieder gering geschätzt wird. Auch das drückt dieses Bild aus.

Gastarbajteri: Das zweite Beispiel ist der Ausstellungstitel. Es war völlig klar, dass der Begriff „Gastarbeiter“ nicht Ausstellungstitel sein kann. Das war ein Begriff, in dem immer mitgeschwungen ist: „Sie werden ja hoffentlich wieder verschwinden.“ Sie sind eine Zeitlang bei uns, sie sind nicht auf Dauer willkommen. Er wurde dann in der offiziellen Sprache durch Begriffe wie „ausländische Arbeitnehmer“ ersetzt, ein bewusst neutraler Begriff, auch ein relativ leerer Begriff.

Der Begriff „Gastarbajteri“ kommt aus der serbokroatischen Sprache der 50er- und 60er-Jahre; mit dem haben sich die ArbeitsmigrantInnen in Deutschland und Österreich selbst bezeichnet. Weil es offenbar kein Wort in ihrer Sprache gegeben hat, das für diese neue Form der europäischen Arbeitsmigration getaugt hat. Das ist ein Wort, das irritiert, überrascht, aber auch ausdrückt, dass das eine Ausstellung sein soll, die weitgehend die Sicht der ArbeitsmigrantInnen in den Vordergrund stellt und nicht den Blick auf sie. Denn weitgehend unsichtbar blieb ja in all den Jahren auch der medialen Beschäftigung die Perspektive der MigrantInnen selbst.

Cornelia Kogoj, Generalsekretärin der Initiative Minderheiten und Kuratorin der beiden Ausstellungen:

Mit dem Abschluss des Anwerbeabkommens 1964 mit der Türkei und 1966 mit Jugoslawien begann die Geschichte einer besonderen Form der Migration im Nachkriegseuropa. Die Bundeswirtschaftskammer errichtete Anwerbestellen in Istanbul und in Belgrad und begann damit, Arbeitskräfte aus diesen beiden Ländern nach Österreich zu holen. Heute, nach 40 Jahren, beschäftigt diese Migration die Wirtschaft, Politik, sozialwissenschaftliche Forschung und die Medien. Weitgehend unsichtbar geblieben sind aber die Perspektiven der MigrantInnen selbst. Es ist an der Zeit, diese Geschichte öffentlich zu machen, sie als Teil der

österreichischen Geschichte zu betrachten und an ihren Repräsentationen zu arbeiten. Eine Repräsentation, die nicht unbedingt der Erwartung und den Vorstellungen der Mehrheits-ÖsterreicherInnen entspricht, sondern versucht, den vorherrschenden Bildern andere entgegen zu setzen. Eines der Ziele der Ausstellung ist es, die 40-jährige Geschichte der Arbeitsmigration in das kulturelle und visuelle Gedächtnis Österreichs hineinzureklamieren. Der Ausstellung ging eine sehr lange Diskussionszeit voraus. Eine Grundfrage, die wir uns – Personen, die sich praxisorientiert oder theoretisch, künstlerisch schon seit Jahren mit dem Thema auseinandersetzen – von Anfang an gestellt haben, war jene nach einer adäquaten Form und der Umsetzung des Themas Arbeitsmigration. Welche Bilder können ausgestellt werden? Welche Bilder können transportiert werden, ohne dass die bereits bestehenden Klischees verstärkt oder reproduziert werden?

Wir einigten uns darauf, die Geschichte nicht über Biografien oder Einzelschicksale zu erzählen, sondern über Orte. Es sind elf Orte, die für die MigrantInnen wichtig waren oder sind. Es war uns auch wichtig, in die Herkunftsländer zu gehen. Wir haben in der Ausstellung zwei Orte in der Türkei – die Anwerbestelle in Istanbul, die von der Österreichischen Wirtschaftskammer 1964 errichtet worden war, und einen kleinen Ort namens Adatepe, westlich von Istanbul, deren Einwohner fast zur Hälfte hier in Wien leben. Da ist 1994 der erste Pensionist zurückgekehrt. Wir haben uns diese Orte angesehen.

Es sind dann doch Menschen, die an diesen Orten zu Wort kommen. Aber nicht einzelschicksalhaft, und sie werden nicht als Opfer dargestellt oder als Erfolgsgeschichten. Es sollte auch nicht nur das Bild des typisch männlichen Gastarbeiters gezeigt werden, sondern auch die weibliche Migration. Die besondere Schwierigkeit war hier, dass es sehr wenig visuelles Material gibt. Frauen sind in der Regel auch weniger bereit, über die schmerzhaften Erfahrungen der Migration zu sprechen.

Am Anfang war nur die Bücherei als Ausstellungsort im Gespräch, weil diese sehr stark von Jugendlichen der zweiten Generation frequentiert wird. Wir haben uns gedacht: Museen rufen bei bestimmten Menschen eine gewisse Schwellenangst hervor, und wir wollten einfach an einem Ort sein, wo das sowieso normal ist, dass dort auch Zugewanderte und Jugendliche der zweiten Generation sind. Wir haben uns sehr über das Angebot gefreut, dass

ein modernes Stadtmuseum es auch wichtig findet, die Geschichte der Zuwanderer und Zuwanderinnen in Wien als Teil dieses Museums zu sehen.

Es geht uns darum, eine politische Diskussion anzuregen, die über die typische Multikulti- und Bereicherungsdebatte hinausgeht. Es geht uns darum, aufzuzeigen, dass es nicht die Kultur ist, die die Gastarbeiter so anders macht, sondern dass sie sich dadurch so sehr von anderen unterscheiden, weil sie noch immer kein Wahlrecht haben, weil sie immer noch von Rassismus betroffen sind.

Cemalettin Efe, Idee zur Ausstellung:

Als ich 1973 noch im Kindesalter nach Österreich gekommen bin, war, was ich damals über Österreich wusste, nur, dass die Bevölkerung katholisch war und Deutsch sprach. Es gab keinerlei Bemühungen und Einrichtungen, um den MigrantInnen die Orientierung im Einwanderungsland zu erleichtern. Von DiplomatenInnen bis zu SozialforscherInnen, von HausmeisterInnen bis zu PolitikerInnen, alle bemühten sich, das Geschehen mit dem Begriff „Gastarbeiter“ zu versehen. Was sich übrigens bis heute kaum geändert hat.

In Österreich, dessen Sprache und Sitten wir nicht kannten, waren wir isoliert; dazu verurteilt, in Baracken und Wohnheimen zu leben. Meine Überzeugung ist, dass zusammen mit schon vorhandenen Trieben wie Verdächtigung, Verachtung und Fremdenhass diese Ausgangssituation sehr zu Fremdenfeindlichkeit und Rassismus beigetragen hat. Mittlerweile ist der Begriff Integration in vielen Parteiprogrammen zu finden. Allerdings stellt sich bei näherem Hinsehen meist heraus, dass es sich in der Praxis als Assimilation entpuppt. Wer den Begriff Integration in den Mund nimmt, will oft die Identität von MigrantInnen nicht wahr haben. Die gut gemeinten Gesetze wirken daher kontraproduktiv. Ich höre schon das verbreitete Gerücht, dass Türken sowieso nicht Deutsch lernen wollen. Ich bin nicht der Einzige, der damals von vielen Stellen abgewiesen wurde mit meinem Wunsch, Deutsch zu lernen bzw. eine Berufsausbildung zu erhalten. Lange Zeit wurde uns sogar stillschweigend das Recht verweigert, Leistungen aus der Arbeitslosenversicherung in Anspruch zu nehmen. Diese Liste könnte noch lange fortgesetzt werden.

Betrachten wir doch einmal das aktive und passive Wahlrecht auf kommunaler und betrieblicher Ebene. Die Lage ist bis heute bis auf einige Ausnahmen kaum fortgeschritten. Angepasst an die heutigen

Bedingungen setzt sie das Verhältnis „Herr-Sklave“ fort. Am traurigsten finde ich, dass heute diese Aufrechterhaltung des Status quo am meisten von VertreterInnen der ArbeiterInnenklasse getragen wird. Also Arbeiterkammer, Gewerkschaften usw. Das ist der Stand der Dinge. Aber was sollten unsere Visionen sein? Ich bin überzeugt davon, dass die hier kurz beschriebenen Probleme nicht im Rahmen bestehender Gesetze zu lösen sind. Die erwartete Transformation der Identität, ich meine, die Annahme der österreichischen Staatsbürgerschaft, stellt keine Perspektive dar. Der Ansatz, der für die Gleichheit und gegen Diskriminierung Lösung bieten kann, ist nur die Anwendung des Konzeptes der Wohnbürgerschaft. Damit wäre zu verhindern, dass Ungerechtigkeiten noch Jahrzehnte andauern.

Nora Sternfeld, trafo.K – Büro für Vermittlung in Museen und Ausstellungen:

Ein wesentlicher Aspekt für uns war, dass wir den langen Diskussionsprozess durchaus auch in die Öffentlichkeit tragen wollten, um die Fragen darüber, wie sich so eine Geschichte ausstellen lässt, dem Publikum zur Diskussion zu stellen. Das war eines der Anliegen. Das zweite war der Aspekt der Gegenerzählung zum herrschenden Diskurs. Das, wie das Thema in der Öffentlichkeit zumeist dargestellt wurde, ganz bewusst zu thematisieren. Uns ging es darum, dass die Ausstellung tatsächlich eine Gegenerzählung ist zu dem, wie das Thema meist in den Medien und auch in den Schulen behandelt wird. Wir möchten das im Rahmenprogramm auch diskutieren. Das dritte Anliegen ist die Frage, wie die Tatsache, dass die Ausstellung eine Gegenerzählung darstellt, in die Öffentlichkeit getragen werden kann. Was für Strategien kann man entwickeln, damit das, was man hier sieht und von dem man vielleicht gar nicht soviel weiß, mehr Leute erreicht.

Eine Idee war zum Beispiel das Vermittlungsprogramm für Schulklassen. Dabei geht es darum, dass sich SchülerInnen hier umsehen und sich Informationen herausuchen, die ihnen so wichtig vorkommen, dass sie nicht nur im Museums-Raum zu sehen sein, sondern eine größere Öffentlichkeit bekommen sollen. Diese Informationen diskutieren wir dann mit den Jugendlichen und schreiben sie auf, und zwar auf eine LED-Zeile, die draußen am Karlsplatz zu sehen ist. Dort werden die Informationen, die die Jugendlichen sammeln, in den öffentlichen Raum hinaus gespielt.

Robert Buchschwenter, Kurator der Filmreihe „gastarbjateri – MigrantInnen im Film“:

Ich habe versucht, in dieser Auswahl von Filmen ein paar ganz wesentliche Erfahrungsräume des Migrierens, des „Gastarbeitens“ zu skizzieren. Zuerst der Bereich, der den Erfahrungsraum von realen Grenzübertritten thematisiert. Dann der Bereich der Arbeit, Berichte von Arbeitern und Arbeiterinnen, wie viel schwieriger es MigrantInnen haben, zu arbeiten, und wie das Erleben von Arbeit etwas ganz anderes bedeutet als für uns. Ein wichtiger Teil war für mich der Bereich der zweiten, dritten, vierten Generation. Dieses eigene Erleben zwischen den Kulturen: teilweise zur neuen Kultur zu gehören, aber andererseits an der Kultur der Eltern hängen, und diese Konflikte, die in den Familien entstehen. Mir war es ein Anliegen, es nicht nur auf Zentraleuropa zu beschränken. Es gibt dieses Arbeits- und / oder sonstige MigrantInnen-Phänomen nicht nur in Europa. Ich wollte auch zeigen, wie es MigrantInnen aus Fernost in Argentinien geht. Es gibt sehr gepflegten Mainstream in der Filmreihe, bis hin zu schrägen Komödien und Dokumentarfilmen, die wirklich ans Eingemachte gehen.

Karin Macher, Regisseurin des Films „Gute Arbeit“:

„Gute Arbeit“ ist ein Film mit drei kurzen Frauenporträts, über AusländerInnen, die in Österreich arbeiten. Die Geschichten versuchen, einen Gesamteindruck zu vermitteln. Wir beginnen mit einer Frau, die in der Spargelsaison pendelt, drei Stunden hin, drei Stunden zurück, jeden Tag nach

Österreich aus Senica, einem kleinen Ort in der Slowakei, sechs Stunden im Bus, für den Bus bezahlen die ArbeiterInnen selbst. Die zweite Frau macht Saisonarbeit in Bad Goisern in einem Hotel auf 1.000 Meter Höhe. Sie kommt aus Namibia und hat eine Kurzausbildung hier in Österreich gemacht, einen Kurs, weil das für sie in ihrem Land sehr wichtig ist. Sie muss in ihrem Land ihre Familie unterstützen, ihre Mutter ist alleinerziehend mit acht Kindern, auf die sie auch aufpasst, auf ihre Geschwister, ihre Neffen und Nichten. Die dritte Geschichte ist die von einer Frau, die schon sehr lange in Österreich lebt, deren Kinder hier aufgewachsen sind und eigentlich schon ÖsterreicherInnen sind, die sich hier voll integriert hat, die als Hausfrau, was aber eigentlich eine Putzfrauenarbeit ist, in einem sehr modernen Wohnbaukomplex arbeitet.

Im Film steht die weibliche Arbeitsmigration im Mittelpunkt, also Migrantinnen, die von wo anders kommen und hier Fuß gefasst haben, hier arbeiten. Das Thema Arbeit steht dabei im Zentrum. Der Film besteht aus hintereinander gereihten Porträts, in einer inhaltlichen Reihenfolge, danach sind jeweils, anhand von Gesetzestexten, kurze Satzfragmente drangehängt, die auf anderem Filmmaterial stehen, auch im Kontrast dazu, weil das nicht der Kommentar der Frauen ist. Klare Unterscheidung, die Frauen sollen in den Filmen ausschließlich selbst sprechen.

Ich habe versucht, mich in den Lösungsstrategien der Frauen zurecht zu finden und zu zeigen, dass es nicht nur die „bösen“ Arbeitgeber sind; einfach die Bedingungen, unter denen sie arbeiten, sind zum Teil nicht gut genug, dass die Arbeit einfach eine ist, hinter

der wir beim Anschauen auch stehen könnten. Außerdem wollte ich einen Weg finden weg von den Klischees, weil ich genug habe von den Klischees, die immer wieder aufgewärmt werden. Viele von den Bildern, von den Situationen sprechen für sich, weil sie ganz eindeutige Opfersituationen darstellen. Ich habe versucht, den Frauen den Raum zu geben, dass auch gezeigt wird, dass sie ihre Lösungsstrategien suchen oder auch haben, aber immer nur unter sehr engen Rahmenbedingungen. Diese haben sie, weil sie Frauen sind, weil sie Ausländerinnen sind, weil sie in Österreich arbeiten, da ist sehr viel Rahmenenge innerhalb ihrer Leben gegeben.

Mehmet Emir, Fotograf, Projekt „Mein Vater und ich“:

Es gibt Farbfotos von meinem Vater. Diese hat er immer per Post in die Türkei geschickt oder uns gezeigt, wenn er nach Hause gekommen ist. Damit wollte er uns zeigen, dass es ihm hier sehr gut ging. Als ich selbst 1981 nach Österreich kam, lernte ich den Unterschied kennen zwischen der Wirklichkeit meines Vaters und der „wirklichen“ Wirklichkeit.

Mit meinen Schwarz-Weiß-Fotografien habe ich versucht, seine Wirklichkeit für mich zu zerstören, indem ich zeigte, wo und wie er gelebt hat, seine Arbeitswelt und auch Momente, in denen er nicht so gut drauf war und für den Fotoapparat posierte, sondern wie er wirklich zwischen diesen vier Wänden, auf diesen 15 Quadratmetern sich verhielt. Ich will zeigen, dass hier zwei Welten aufeinander treffen.

Transkription und Auswahl:
Barbara Sorge



Das Projekt gastarbjateri fand ein großes Medienecho. Wir veröffentlichen hier eine kleine Auswahl aus dem Pressespiegel.

„Gastarbjateri ohne Klischee“

Simon Kravagna: Kurier, 22. 1. 2004

„Gastarbjateri ohne Klischee: (...) Schon 1964 hatte Österreich mit der Türkei ein Anwerbe-Abkommen abgeschlossen. Vierzig Jahre danach wirft das Wien Museum am Karlsplatz in der gemeinsam mit der Initiative Minderheiten erarbeiteten Ausstellung „Gastarbjateri“ (ein serbisches Lehnwort) einen kritischen Rückblick auf vierzig Jahre Arbeitsmigration.“

Salzburger Nachrichten, 22. 1. 2004

„Die erste große Ausstellung in Wien Museum beschäftigt sich mit einem unverändert wichtigen Thema: der Geschichte von Arbeitsmigranten in Wien.“

Paul Jandl: Neue Zürcher Zeitung, 2. 2. 2004

„Die Bilder von Hoffnung und Enttäuschung kehren immer wieder in einer Ausstellung des Wien-Museums, die sich mit der Geschichte der Gastarbeiter befasst.“

„Gastarbjateri“ heisst die Schau, die im Haus am Karlsplatz und in der neuen Hauptbibliothek zu sehen ist. „Gastarbjateri“ nannten sich die nach Österreich gekommenen Jugoslawen. In dieser Mischung aus Serbokroatisch und Deutsch mag auch die Ortlosigkeit der Arbeitsmigranten liegen, die das Wien-Museum gerade in ausgewählten Schauplätzen deutlich machen will.“

Vlatka Frketic: Malmoe, 19. 3. 2004

„Es sind nach 40 Jahren die ersten Bilder. Wir kennen sie nicht alle. Und ein Gespenst geht um in Wien. Das Gespenst des Stolzes, sich selbst zu sehen.“

Daniela Fohn: an.schläge, Februar 2004

„Versuchte Normalität: Eine Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz versucht abseits von Horror- und Erfolgsgeschichten die vierzigjährige Geschichte der Arbeitsmigration in Österreich nachzuzeichnen. (...) Bleibt nur noch zu hoffen, dass diese Art von Ausstellung gerade im Wien Museum Karlsplatz keine Einzelveranstaltung ist, sondern der Auftakt für mehr kritischen Umgang auch mit neuerer österreichischer Geschichte im Ausstellungskontext wird.“

Samo Kobenter: Der Standard, 24. & 25. 1. 2004

„Vor vierzig Jahren holte Österreich die ersten Gastarbeiter ins Land. Eine Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz (bis 11. April) zeichnet die Geschichte einer Illusion nach.“

profil, 2. 2. 2004

„Ausstellungen über Zeitgeschichte laufen oft Gefahr, zu einem ‚aufgehängten Katalog‘ zu missraten. Nicht so das auf drei Orte verteilte Projekt ‚Gastarbjateri‘. (...) Eines der zentralen Anliegen war, eine konträr zu den Klischees laufende Geschichte darzustellen. Schön ist die Idee, diese anhand bestimmter Orte zu erzählen.“

Erwin Melchart: Kronen Zeitung, 22. 1. 2004

„Eine wichtige Ausstellung – sehenswert!“

Mathias Ziegler: Wiener Zeitung, 21. 1. 2004

„Im Vordergrund stehen weder Erfolgsgeschichten noch Bilder der systematischen Unterdrückung, vielmehr wird das Streben nach Normalität dokumentiert. Neben diesen Einzelschicksalen versucht man aber auch die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen und Strukturen darzustellen.“

Falter, 4./Jänner 2004

„Von den bei den Politikern immer wieder beliebten Integrationskampagnen mit aufklärerischem Charakter oder netten Multikultifesten will sich die Ausstellung klar abgrenzen.“

Christina Böck: Die Presse, 19. 1. 2004

„Die Menschen auch als handelnde Personen zeigen, und nicht immer als Opfer.“

Kathia Schreiber: die linke, 26. 2. 2004

„Wer sich einen Überblick über Ursachen und Erscheinungsformen der Arbeitsmigration, über ihre gesetzlichen Rahmenbedingungen und über die Versuche der MigrantInnen selbst, ihr Leben individuell oder kollektiv in den Griff zu bekommen, verschaffen will, sollte diese Ausstellung nicht versäumen.“

Das Buch zum Projekt

Das Buch zum Gesamtprojekt *gastarbjateri* ist kein Katalog im klassischen Sinne. Es hat einerseits den Charakter eines „Lesebuchs“ zum Thema Migration und ist an alle LeserInnen-Gruppen gerichtet. Es bietet andererseits begleitende Informationen zum Projekt: sowohl für BesucherInnen der beiden Ausstellungen und der Filmreihe, als auch für diejenigen, die trotz Interesse diese verpasst haben und nachlesen wollen. *Gastarbjateri* ist in zwei Text-Abschnitte, zwei Ausstellungsteile, einen Vor- und eine Nachspann gegliedert und umfasst Beiträge unterschiedlichster Art.

Im **Vorspann** sind drei Vorworte und das Editorial zu lesen. Direktor des *Wien Museums*, Wolfgang Kos, kommentiert in seinem „Making Of“-Text das Sujet des *gastarbjateri*-Plakats, um über diesen Weg auf die inhaltlichen Schwierigkeiten im Gestaltungsprozess hinzuweisen. Vladimir Wakounig, Obmann der *Initiative Minderheiten*, erörtert die „minoritäre Allianz“, das Programm der Organisation, anhand des Terminus „Minderheit“ und des Projekts *gastarbjateri*. Cemalettin Efes Vorwort zeichnet nach, wie der Autor die Idee zum Projekt wörtlich aus dem Leben gegriffen und vor über drei Jahren der *Initiative Minderheiten* geboten hat. In seinem Editorial siedelt Hakan Gürses die Geschichte der Arbeitsmigration zwischen „Stille und Getöse“ an: „Wenn wir sie hören wollen, müssen wir dafür sorgen, dass sie als eine unter vielen Geschichten erzählt wird. Und von allen, die darin eine Rolle spielen.“

Im ersten Text-Teil, **Migration**, befinden sich Beiträge, die diese 40 Jahre aus wissenschaftlicher Sicht bilanzieren. Den Anfang macht eine „Zeitachse“, gemeinsam erstellt von August Gächter und der Recherche-Gruppe: politische Eingriffe, Gesetze, Ereignisse und Statistiken aus Österreichs Migrationsgeschichte. Politikwissenschaftlerin Dilek Çınar kommt über drei „ketzerische Thesen“ zum provokanten Schluss: Österreich ist kein Einwanderungsland, da es sich weder so versteht, noch so verhält. Renée Winters Beitrag spürt den staatlichen Versuchen nach, Migration und Leben von MigrantInnen zu regulieren. Ljubomir Bratic untersucht die Frage nach der Selbstorganisation von

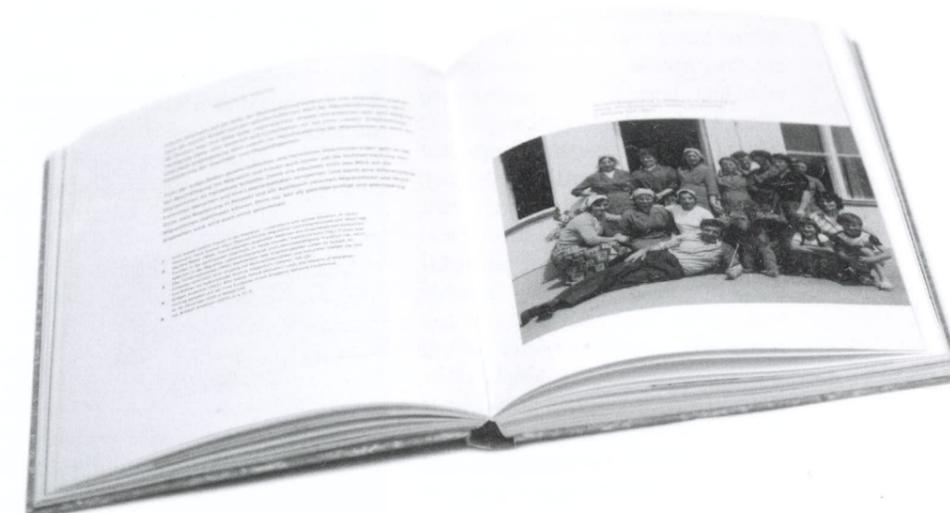
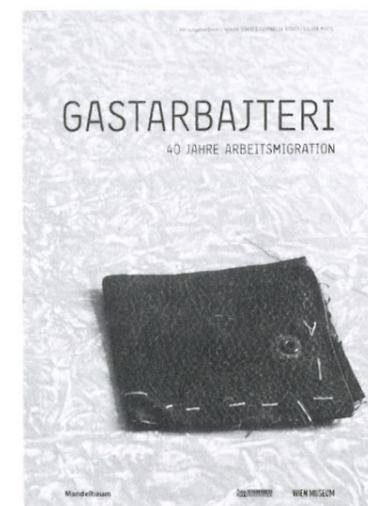
MigrantInnen und unterscheidet zwischen „defensiven“ und „partizipationsorientierten“ Organisationen. Alev Koruns Text befasst sich mit weiblicher Migration und verweist auf die spezifischen Fragen, die diese mit sich bringt und die öffentlich entweder nicht wahrgenommen oder fast ausschließlich mit Klischees belegt werden.

Der Beitragsteil **Migration ausstellen?** ist den Reflexionen der GestalterInnen über das Gesamtprojekt gewidmet: Die KuratorInnen Cornelia Kogoj, Martina Böse, Sylvia Mattl (Ausstellungen) und Robert Buchschwenter (Filmreihe) sowie Gamze Ongan (Recherche-Leiterin), gangart (künstlerische Konzeption), Nora Sternfeld und Renate Höllwart (Vermittlung) stellen ausstellungstheoretische Fragen, und ihre praxisorientierten Antworten stellen gleichsam eine Dokumentation des Realisierungsprozesses von *gastarbjateri* dar.

In den beiden Ausstellungsteilen werden die einzelnen Stationen (Museum) und Projekte (Bücherei) von den Mitgliedern des Recherche-Teams und den KünstlerInnen selbst erörtert. Ein Anhang mit ausgewählter Bibliografie und anderen begleitenden Informationen rundet den großzügig bebilderten Band ab.

red

Hakan Gürses, Cornelia Kogoj, Sylvia Mattl (Hg.): *Gastarbjateri. 40 Jahre Arbeitsmigration*
Mandelbaum Verlag: Wien 2004
206 Seiten, € 17,90
(Zu beziehen im Buchhandel oder bei der *Initiative Minderheiten*:
Gumpendorfer Str. 15/13,
A-1060 Wien
E-mail: initiative.minderheiten@chello.at)



Eine virtuelle Gruppe hat den Vorteil, keinen sozialen Personen zugeordnet werden zu können. Die Gedanken einer virtuellen Person, die diese Zeilen schreibt, sind daher aus den Kleidungen geschichtlicher Diskurstypen befreit.

Eine frühe Warnung. Eine neue Geschichte?

Die Ausstellung *gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration* lässt an die These Michel Foucaults denken, dass Geschichte nicht in ihrer nackten Faktizität erscheint, wir sie daher nicht objektiv erfassen könnten, sondern nur in Diskursen als ihren historischen Rahmenbedingungen mit bestimmten Genealogien. Herrschende Wissensdiskurse und zwanghafte Disziplinierungsmaßnahmen rufen zu kritisieren, emanzipatorischen Gegenmodellen auf.¹ Gegen den bisherigen hegemonialen Diskurs wird eine Gegenerzählung der bisher vom Diskurs weitgehend ausgeschlossenen MigrantInnen ins Werk gesetzt, als eine Abrechnung mit der „Rede über Migration“. Dieser momenthaft abgebildete Gegendiskurs ist selbst nun wiederum Geschichte geworden. In der Spannung zwischen dem hegemonialen Diskurs und dem Gegendiskurs liegen einige Fragen verborgen, die im Folgenden in einem dritten, wiederum übertretenden neuen Diskurs zur Sprache kommen.²

Ein Zeitungsartikel und seine Thesen

Im Zuge der Vorbereitungen fanden die GestalterInnen der Ausstellung einen Zeitungsartikel vom 3. 12. 1976 (im Folgenden: *Dokument 1*), in welchem Thesen über die „Gastarbeiterintegration“ enthalten sind.

Die These 1 stellt fest, dass die Gastarbeiter (GA) an die Gesellschaft von unten heranrücken und sich vorerst außerhalb der *untersten Schicht* der Gesellschaft befinden. Die von der Gesellschaft ausgehenden Vorurteile gegenüber den MigrantInnen übersteigen die zwischen Schichten bestehenden Abgrenzungskräfte und sind besonders in den Konkurrenzschichten der heimischen Fach- und HilfsarbeiterInnen deutlich stärker. Die GA bringen aus der Heimat sprachliche, kulturelle und politisch-ökonomische Werte und Motive mit, den psychischen Kern, und sollten in einem neuen Sozialisationsprozess Sprach-, Kultur- und Sozialwerte der neuen Gesellschaft integrieren. Dabei würden die Ungewissheit der Aufenthaltsdauer, die mangelnde soziale Stabilisierung der Rolle der GA in der Aufnahmegesellschaft sowie bedeutende Sozialnachteile und die Vorurteile der Aufnahmegesellschaft die Übernahme neuer sprachlicher, kultureller und sozialer Werte beträchtlich erschweren. Infolge ihrer Fremd- und Andersheit (Differenz) würden die GA überwiegend als minderwertig gelten und deutlich abgelehnt. Diese Ablehnung

erschwert den GA die Übernahme neuer Sprach-, Kultur- und Sozialwerte, die nur in intensiven positiven Kontaktsystemen erworben werden könnten. Da ihnen aber die Übernahme neuer Werte und Verhaltensweisen nur mangelhaft gelingt, wachse die Ablehnung der Bevölkerung, was wiederum die GA zu einer Betonung ihrer heimischen Eigenheiten zwingt, wodurch sich wiederum die Abgrenzungskräfte der „Einheimischen“ erhöhen.

These 2 geht davon aus, dass die „Integration“ neuer Werte bei den GA häufig nur so weit gehe, dass sie relativ störungsfrei im Aufnahmeland leben könnten. Es bestehe die Gefahr der Bildung von Scheinidentitäten. Die GA bleiben überwiegend in einem Konflikt zwischen den alten und neuen Sprach-, Kultur- und Sozialwerten eingespannt, weshalb ihre bedrückende Lage von Identitätskonflikten, einem Pendeln zwischen alten und neuen Werten oder einer extremen Betonung des alten oder des neuen Systems bzw. überwiegend von psychischer Labilität geprägt sei.³

In These 3 werden Leitsätze zur Verbesserung der sozialen Lage der GA vorgeschlagen:

„Beeinflussung aller von der Gesellschaft ausgehenden, die GA diskriminierenden Faktoren.“

Beeinflussung der Identitätsproblematik der GA nach der Maxime:

a) Unterstützung der GA hinsichtlich der Erwerbung positiver Rollenmuster in der Aufnahmegesellschaft bei

b) unbedingt gleichzeitiger Respektierung und Unterstützung der Möglichkeit, ihre heimischen Sprach-, Kultur- und Sozialwerte gesellig mit Ihresgleichen zu pflegen, um zur Überwindung der derzeitigen Schein Anpassungsprozesse und Identitätsbeschädigungen zugunsten ausgewogenerer Identitätsbalancen beizutragen.

Gezielte Bemühungen um eine Identitätsveränderung in der Aufnahmegesellschaft für bestimmte GA-Gruppen, deren Aufenthalt dauernd gesichert ist. Hier besonders Förderung der Verankerung auf der politischen, sprachlichen und kulturellen Ebene, damit auf lange Sicht die Bildung mangelhaft integrierter Minoritätenschichten in der Gesellschaft vermieden werden kann.“

Das Dokument steht daher deutlich in Widerspruch zur hegemonialen Rede, da es betont, dass von der „Integration“ der GA empirisch keineswegs gesprochen werden kann, sondern davon auszugehen ist, dass sich jenseits von Integration neue bedenkliche Entwicklungen und soziale Beschädigungen der MigrantInnen abzeichnen, die im Weiteren auch eingetreten sind.

Lackmustest: „Gegendiskurs oder nicht“

Das Faktum, dass dieses *Dokument 1* von den AusstellungsmacherInnen nicht in die Erzählung des Gegendiskurses aufgenommen wurde, also einer erzählenden Verschweigung unterlag, ist nun selbst wiederum Geschichte, aber in welchem Diskurs? Im

hegemonialen Diskurs, im Gegendiskurs oder in anderen künftigen Diskursen? Hier stellt sich eine weitere wichtige Frage. Wer kann/darf/soll darüber entscheiden, ob *Dokument 1* dem hegemonialen oder dem Gegendiskurs angehört? Bestimmen darüber Kriterien des *Inhaltes* des Dokumentes, oder ist einfach zu klären, welche historische *Person* dieses Dokument verfasste? Ist sie kein/e MigrantIn, ist sie dann auch nicht legitimiert? Ist das Dokument dann auf jeden Fall kolonialistisch-paternalistisch-hegemoniale Geste aus der Sicht der „GastgeberInnen“, abgefasst in einem süßlichen Einfühlungsopathos? Welche Personen also dürfen überhaupt am Gegendiskurs teilnehmen?⁴

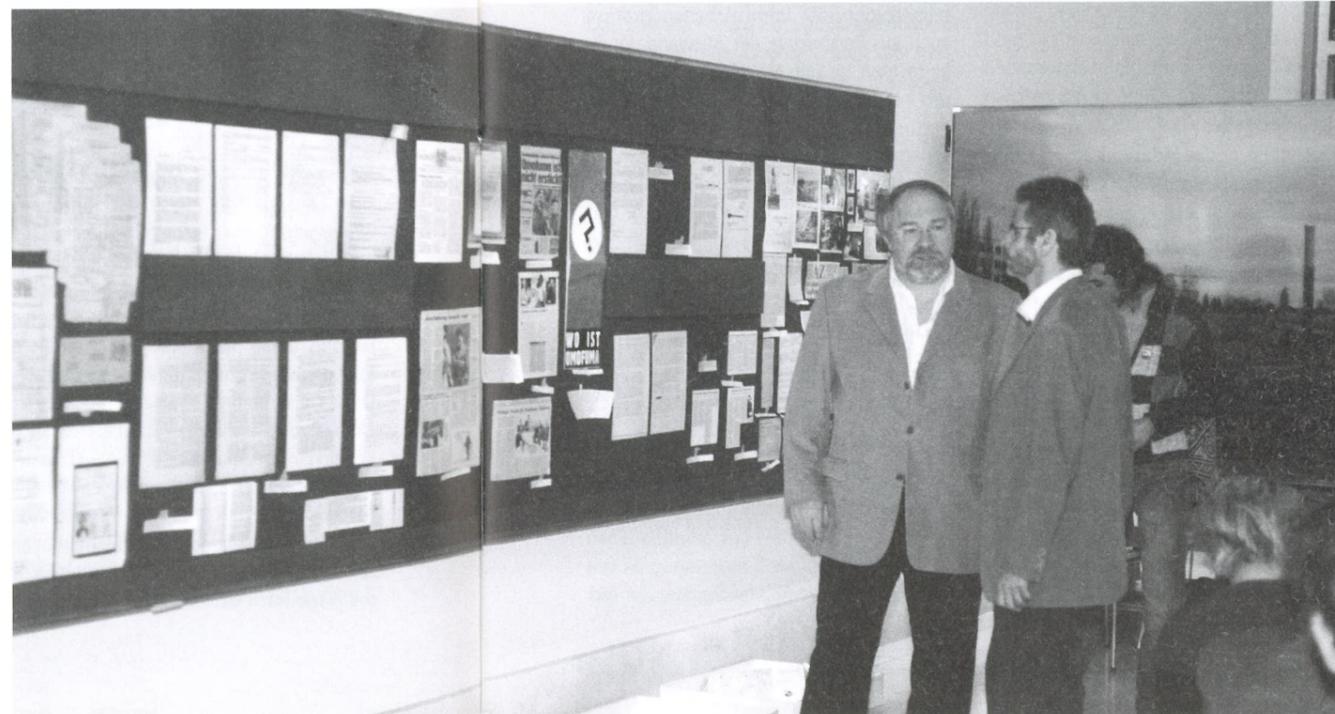
Man könnte, die Frage der Person beiseite lassend, den Lackmustest versuchen. Ein Vergleich zwischen den Inhalten des Gegendiskurses, die vor allem im Ausstellungskatalog dokumentiert sind und den obigen drei Thesen, die vor 28 Jahren publiziert wurden, zeigt, dass das Dokument in den Gegendiskurs hineinpasst.

Zu These 1 ergeben sich vor allem im Ausstellungskatalog (im Folgenden: K) eine Reihe von Bestätigungen. Cemalettin Efe spricht davon, dass die MigrantInnen als Menschen zweiter und dritter Klasse behandelt würden (K: 21). Vom Herr/Sklave-Verhältnis (K: 22), sozialer Gettoisierung, der Vergegenständlichung des Menschen als austauschbarer Arbeitskraft und der „Geschichte einer Ausbeutung“ (Hakan Gürses in K: 24 f.) ist die Rede. Alle gesellschaftlichen Institutionen, die Gewerkschaften eingeschlossen, fungierten als Stützen des Status quo. Gerade in den Einrichtungen

der ArbeiterInnen-Klasse herrsche dieser ignorante Schutz des Bestehenden (z. B. hinsichtlich aktivem und passivem Wahlrecht, Berufsausbildung usw.).

Auch Ljubomir Bratić kritisiert die nationale Identitätspolitik des ÖGB, die alle ArbeitnehmerInnen ausschließt, die keinen österreichischen Pass besitzen, um die inländischen Arbeitskräfte zu schützen (K: 61 f.). Die zweite und dritte Generation⁵ erlebe die gleichen negativen Seiten und Unzulänglichkeiten. Dilek Çınar betont die Segregation (K: 48) und weist die rechtlichen Ausschlussverfahren nach. Generationsübergreifende rechtliche Diskriminierung sei mit Integration unvereinbar. Wer sich angepasst hat, gilt als integriert, wer nicht, wird weiterhin diskriminiert. Alev Korun spricht von der Ethnisierung des Arbeitsmarktes (K: 75). Die Segregation und soziale Gettoisierung erschweren den Erwerb der Deutschkenntnisse, eine Förderung durch die Gesellschaft erfolgte nicht (Efe). Der damit einhergehende Rückzug in die Primärsprache wird jetzt von den Politikern als Mangel kritisiert. Die Regierungsparteien wollen Sprachkurse mit Strafen bis zur Ausweisung erzwingen, und ein Oppositionspolitiker schlug bereits die Einführung eines Zwangskindergartenjahres für MigrantInnen vor.

Erstaunliche Übereinstimmungen finden sich auch hinsichtlich der Problematik der Verdoppelung der Bezugssysteme, des Identitätskonfliktes und der damit verbundenen nicht nur kulturellen, sondern auch politischen und rechtlichen Probleme. Besonders Korun (K: 72 f.) stellt fest, dass die Frauen, „obwohl sie mit unterschiedlichen Rollen und diversen sozialen, kulturellen, schichtspezifischen⁶, ethnischen⁷ Hintergründen nach Österreich einwandern, von der Dominanzgesellschaft nur als ‚MigrantIn‘ gesehen werden“ (Reduzierung auf eine Identität, die noch dazu von der – vorerst fremden – Aufnahmegesellschaft definiert wird). Die gegenseitige Beeinflussung und/oder Kreuzung der Merkmale „Ethnie“ und „soziale Schichtung“ wurde viel zu lange völlig außer Acht gelassen! Die den Frauen zugesagte stabile, unwandelbare Identität wurde ihrer traditionellen Kultur zugeschrieben und die kulturellen Traditionen als Gegensatz zur „Moderne“ konstruiert. Weiter: „Oft wurde und wird der Rückgriff auf die Tradition bzw. auf das von der Mehrheitsgesellschaft als traditionell Interpretierte nicht als eine Handlung zur Herstellung von Kontinuität (und somit als eine Überlebens- und Sinngebungsstrategie) gesehen, sondern als rückständig, zurückgeblieben und fundamentalistisch.“ Dies liefe auf eine Haltung



Thema-Fotos: Mehmet Emir

der Dramatisierung von Differenz hinaus, die zur eigenen Identitätsstiftung das Andere als Anti-Selbst abwertend kontrastiert. „Dabei greift sowohl in der Mehrheitsgesellschaft als auch bei den Migrantinnen immer mehr eine *Pluralisierung der Lebensentwürfe* um sich, welche das *Entweder-oder-Denken* und die *Festschreibung auf eine eindeutige Identität zusehends verunmöglicht*. (...) Es gilt daher, den Blick für die Lebensrealitäten sowie die Handlungsspielräume und -strategien von Migrantinnen auszuweiten, um einer vielfältigen und natürlich auch im Übergang und in Veränderung begriffenen Realität gerecht zu werden.“ Die Strategien zur Bewältigung der erwähnten Lage stellt mit diesen neuen Lebensentwürfen das Entweder-oder-Denken in Frage.⁷

Der Leser/die Leserin möge diese Forderung nach pluralen Lebensentwürfen, die beide Bezugssysteme berücksichtigen, mit den Thesen 2 und 3 des *Dokuments 1* vergleichen. Auch die Bedeutung der *sozialen Schichtung* betont Korun deutlich.^{8,9}

Gegen die hegemoniale Rede

In welchen Diskurs auch immer die nunmehr 28 Jahre alten Thesen von wem auch immer eingeordnet werden mögen; sie sind im gegenwärtigen Gegendiskurs der MigrantInnen vollinhaltlich enthalten. Offensichtlich treten diese Thesen, die übrigens in einer Vielzahl weiterer Publikationen¹⁰ ausgeführt wurden, öffentlich der hegemonialen Rede entgegen und solidarisiert sich mit den MigrantInnen

in ihrem Ausschluss durch strukturelle gesellschaftliche Gewalt und unterlaufen derart den Diskurs der Dominanzgesellschaft.

Anmerkungen:

¹ Entgegen dem Grundkonzept der Ausstellung, alles Abstrakte und Klischeehafte zu vermeiden, bedeutet die Benützung einer Theorie des Diskurses, welche die Einbettung des Diskurses in Macht-, Herrschafts- und Disziplinierungsstrukturen reflektiert, die Verortung der Ausstellung auf einem sehr abstrakten systemkritischen Niveau. Wie immer auch eine solche Diskurstheorie aufgebaut ist, sie muss sich zwei wichtigen Problemen stellen. Sie muss erstens bedenken, dass sie ihre kritischen Ansätze auch auf sich selbst anwenden muss und zu bedenken hätte, inwieweit sie selbst durch gesellschaftliche Bedingungen relativierbar ist – wodurch sie sich womöglich selbst in Frage stellen müsste. Sie muss zweitens bedenken, ob sie nicht für sich selbst überzeitliche Allgemeinheit und Universalität in Anspruch nimmt, die gerade ihren eigenen Annahmen und Grundthesen widersprechen. Grundsätzliche Relativierung der Voraussetzungen jeglichen Diskurses fordert letztlich für sich selbst, ihr selbst widersprechende, überzeitliche Universalität, um sinnvoll sein zu können.

² Hinsichtlich der Diskurstheorien der Gruppe Or-Om siehe besonders: <http://or-om.org/Weltsystem.htm>.

³ Erst Jahrzehnte später hat sich die postkoloniale Theorie der Hybridität entwickelt, die in den Thesen des Dokumentes bereits deutlicher entwickelt ist.

⁴ Nicht alle Personen, die an der Ausstellungs-gestaltung teilnahmen, sind MigrantInnen.

⁵ Die Situation dieser Generationen ist übrigens in der Ausstellung keineswegs dokumentiert und verortet.

⁶ Alle Kursivstellungen in diesem Absatz stammen vom Autor.

⁷ In diesem Zusammenhang sei auch auf den Artikel *Nix „zwischen den Stühlen“ – wir beanspruchen gleich die ganze Couch* von Korun in der Stimme Nr. 49/2003 hingewiesen.

⁸ Wenn daher eine zeitgenössische Integrations-theorie mit den Grundbegriffen von a) Integration in die Gesellschaft und b) Integration in die Gemeinschaft operiert, verschleierte sie die Tatsache, dass eine „Integration“ nicht in die Gesellschaft, sondern nur in eine *Schicht* der Gesellschaft erfolgen kann. Die Gemeinschaft, in welche man integriert oder in der man sozialisiert wird, ist ebenfalls in einer Schicht oder eben außerhalb aller Schichten angesiedelt.

⁹ Ljubomir Bratić stellt, von Foucaults machtkritischer Diskurstheorie ausgehend, bei bestimmten MigrantInnengruppen einen Übergang von der Identitätsdebatte zu Fragen der Macht und Machttheorie fest (K: 61 f.). Er ist damit aber den bekannten Problemen von Foucaults Widerstandskonzepten ausgesetzt, die sich den gewaltigen *inhaltlichen* Fragen nicht stellen, die sich bei einer mittels Widerstand erfolgenden konkreten Transformation der durch Macht herrschenden Wissensdiskurse und Disziplinierungs- und Homogenisierungsmechanismen in neue Sozialformen zwangsläufig ergeben müssen, ohne dass neue Macht, neuer Zwang und neue Disziplinierung errichtet werden. Auch wird sich jedes neue Migrationskonzept der Identitätsfrage stellen müssen.

¹⁰ Eine dieser Publikationen ist zwar Objekt der Ausstellung in Form des Buchdeckels, der *Inhalt* derselben ist aber ebenfalls nicht dargestellt worden.

Gruppe Or-Om

„Die Ausstellung *Gastarbajteri* hat dazu beigetragen, 40 Jahre Arbeitsmigration auch aus Perspektive der Auswanderer zu betrachten. Im Sinn eines Perspektivenwechsels bedankt sich die Stadt Wien durch ein Rettungsfahrzeug für die Stadt Adatepe“, erklärten die beiden Stadträte.

In der Presseaussendung dazu heißt es weiters: „Rund 13.500 BesucherInnen haben die Ausstellung seit der Eröffnung am 21. Jänner gesehen. Dabei hat sich das verstärkte Angebot für Schulen und Jugendliche hervorragend bewährt: Neben den regulären Führungen (56) und den Sonderführungen für Gruppen (79) stellen die zusätzlichen Führungen mit Schulklassen und Jugendlichen einen Rekord dar: 286 Ausstellungsgespräche sind bis Ende der Ausstellung gebucht. Insgesamt sind das 422 Ausstellungsgespräche und Führungen in nur 10 Wochen.“

red

Rettungswagen für Adatepe

Eine der Stationen von *gastarbajteri* – 40 Jahre Arbeitsmigration war Adatepe, eine kleine Ortschaft in der türkischen Marmara-Region. Mehr als die Hälfte der EinwohnerInnen Adatepes waren ab den

60er-Jahren nach Österreich eingewandert; nahezu die ganze Adatepe-Bevölkerung hat somit heute Verwandte und Bekannte, die in Österreich leben oder gelebt haben. Und 1964 kehrte der erste der Auswanderer als zugleich erster Pensionist ins Dorf zurück. Folgerichtig stand Adatepe in der Ausstellung für „Herkunft und Rückkehr“.

Am 2. April 2004 überreichten Andreas Mailath-Pokorny, Stadtrat für Kultur und Wissenschaft, und Renate Brauner, Stadträtin für Integration, gemeinsam mit Wolfgang Kos, Direktor des *Wien Museums*, ein Rettungsfahrzeug für Adatepe. Das Fahrzeug wurde in Vertretung des Bürgermeisters von Adatepe von einem Bewohner der Ortschaft entgegengenommen.



Foto: Dilman Muradoglu

Nicht in unserem Namen!

Ein Bericht über die „Jüdische Stimme für gerechten Frieden in Nahost – EJJ Deutschland“

Die *Jüdische Stimme* wurde am 9. November 2003 in Berlin gegründet. Sie schließt sich den *European Jews for a Just Peace* (EJJP) an, eine 2002 in Amsterdam konstituierte Föderation aus 18 Gruppen in neun europäischen Ländern mit dem Ziel, für Frieden und Gerechtigkeit in Palästina und Israel einzutreten. Eine davon ist die *Jüdische Stimme* in Österreich, die seit Oktober 2003 öffentlich ist.

„Nicht in unserem Namen“

Aus dem publizierten Selbstverständnis der *Jüdischen Stimme* Deutschland gehen die Hintergründe der Konstituierung hervor: „Wir, Frauen und Männer jüdischer Herkunft in Deutschland, haben uns vereinigt, um sichtbar zu machen, dass wir aus den historischen Erfahrungen unserer Vorfahren um die Entwürdigung und den Schmerz wissen, die Menschen zugefügt werden, wenn sie systematisch ausgegrenzt und entrechtet werden“ (Berlin, 25. 1. 2004). Mit der politischen Aussage „Nicht in unserem Namen“ begegnen die Mitglieder der EJJP vehement all jenen, die vorgeben, im Interesse aller Juden und Jüdinnen der Welt zu handeln, indem sie „Palästina in ein Bantustan“ verwandeln (Berlin, 9. 11. 2003). Das oberste Prinzip der *Jüdischen Stimme* Deutschland ist Gewaltfreiheit bei der Lösung von Konflikten, oder wie Marianne Degginger-Unger in der Pressekonferenz in Berlin stellvertretend äußert: „Gewaltlosigkeit im Erreichen politischer Ziele wird von mir nach Kräften unterstützt“ (3. 2. 2004). Mit diesem Prinzip richtet sich die *Jüdische Stimme* Deutschland gegen die israelische Regierung, die – so eine ihrer Forderungen – im Interesse der israelischen und palästinensischen Bevölkerung von ihrer derzeitigen Politik ablassen muss. Pointiert formuliert Richard Kuper insgesamt für die EJJP: „Die israelische Regierung spricht nicht für alle Juden der Welt. Ihre illegale Politik der Besetzung, der Errichtung von Siedlungen, der extralegalen Tötung, der Kollektivstrafen, der Zerstörung von Häusern und des Baus der so genannten Trennungswand sind alle mit weitreichenden Verletzungen von

Menschenrechten von Palästinensern verbunden ...“ (Berlin, 3. 2. 2004). Gleichzeitig richtet sich die *Jüdische Stimme* gegen die Selbstmordattentate durch Organisationen und Individuen in Palästina und formuliert ferner: „Gewaltformen gegen Zivilisten und insbesondere auch Selbstmordattentate islamistischer Organisationen werden von uns moralisch und politisch verurteilt“ (Berlin, 25. 1. 2004).

Die *Jüdische Stimme* Deutschland gehört zu jenen wenigen politischen Gruppen, die sich nicht durch das polarisierende Denken und Handeln charakterisiert und damit nicht die jeweils anderen zum Sündenbock stilisiert und ausschließt. Denn sie spricht sich nicht nur für *eine* Seite im Nahostkonflikt aus – weder explizit noch implizit. Gerechtigkeit und Frieden einzufordern, meint gemäß der *Jüdischen Stimme* Deutschland, mehrere Dimensionen und deren Verflechtungen kritisch zu sehen. Folgt man den bisherigen öffentlichen Statements der Gruppe, so wird klar: Es geht darum, die ausgeübte Gewalt der israelischen Regierung explizit zu kritisieren und nicht jede Kritik daran per se als antisemitische Äußerung aufzufassen, aber dennoch die Kontexte zu berücksichtigen, in denen Kritik geübt wird. Es geht aber auch darum, keine simplifizierende Verallgemeinerung zu postulieren und alle Israelis für die Aktionen der Regierung verantwortlich zu machen, oder gar alle Juden und Jüdinnen mit Israel gleichzusetzen.

Frieden in Sicherheit

Politischer Impetus der *Jüdischen Stimme*: „Frieden und Gerechtigkeit in Palästina und Israel sind möglich“ (Berlin, 3. 2. 2004). Das erfordert unter anderem einen souveränen und lebensfähigen Staat Palästina, einen Friedensvertrag zwischen den Staaten Israel und Palästina, der „das Schutzinteresse der Bürger und Bürgerinnen beider Nationen berücksichtigt und zudem auf Sicherheitsabkommen beruht, die den spezifischen Sicherheitsbedürfnissen Israels und Palästinas Rechnung tragen“ (Berlin, 3. 2. 2004) und schließlich die Anerkennung des Rechtes beider Staaten mit Jerusalem



Foto: www.hagalil.com

als gemeinsame Hauptstadt. Während sich die *Jüdische Stimme* in Deutschland zur Erreichung dieser Forderungen an die bundesdeutsche Regierung als wichtigsten Adressat ihres Wirkens wendet, von der sie adäquate politische Einflussnahme in der EU erwartet, die auf einen Kurswechsel der israelischen Regierung abzielt, richtet sich die *Jüdische Stimme* in Österreich allgemeiner an alle Menschen und Friedensinitiativen. Einig sind sich die Mitglieder der *Jüdischen Stimme* Deutschland darüber, dass allein der entschlossene Widerstand gegen alle Formen von Verachtung, Diskriminierung und Ausgrenzung von Menschen der Gewalt in ihren verschiedenen Ausprägungen und Erscheinungsformen die Grundlage entziehen kann. Dafür spricht sich die Gruppe in Deutschland auch vor dem Hintergrund des zunehmenden Antisemitismus, Rassismus und anderer Formen sozialer und politischer Ausgrenzungen in Deutschland und anderen europäischen Ländern aus.

Mit ihren Appellen tritt die *Jüdische Stimme* als politische Gruppe auf, die in Deutschland jetzt schon ein großes mediales Echo erwirkt. Trotz gemeinsamer Forderungen zeigt sich diese Gruppe keineswegs als bloß homogene, wie etwa Richard Kuper für die gesamte EJJP betont: „Bei uns sind sowohl Zionisten, Nichtzionisten als auch einige Antizionisten organisiert“ (*Neues Deutschland*, 4. 2. 2004: 6). Der gemeinsame Nenner aber bleibt die Aussage „Nicht in unserem Namen“ und der Appell der Beendigung der Spirale der Gewalt mittels Gewaltfreiheit. Darin liegt denn auch die Hoffnung der *Jüdischen Stimme*, oder wie es Leah Carola Czollek in der Pressekonferenz in Berlin ausdrückte: „Die im Denken so gar nicht selbstverständliche Pluralität ist meine Hoffnung. Dass es nämlich neben Gewalt, neben Rassismus, neben Antisemitismus Menschen gibt, die sich davon nicht beirren lassen, und auch nicht von den Zwängen der Kultur, und ihre Stimme für ein friedliches Miteinander erheben“ (Berlin, 3. 2. 2004).

Kontaktmöglichkeit:
Jüdische Stimme Deutschland
info@czollek-consult.de

Gudrun Perko

Der Kampf um den Fön. Oder Vergesellschaftung im Zeitalter der Globalisierung

Eine Geschichte

Der Millenniumstower in Wien-Brigittenau. In einem Café saß Groll vor einer Schale Espresso. Aufmerksam beobachtete er durchs Fenster das Wendemanöver eines ungarischen Schiffsverbandes auf der Donau. Der Dozent, ein Paket unter dem Arm, lief am Café vorbei und erkannte Groll.

„Ich hätte es mir denken können. Wenn ich Sie hier finde, dann nur an jenem einzigen Platz, der einen Blick auf den Strom ermöglicht. Guten Tag, geschätzter Groll!“ Der Dozent trat näher.

„Mast- und Schotbruch, verehrter Freund“, erwiderte Groll, ohne den Blick von der *Tisza* zu wenden, die jetzt den Schubverband normal zur Strömung gestellt hatte. „Es ist nicht meine Schuld, dass die Erbauer des höchsten Büroturms Europas im öffentlichen Bereich nur einen einzigen Sitzplatz mit Blick auf die benachbarte Donau vorsahen. Die verhängnisvolle Politik der Stadt, sich von ihrem Lebensband abzuwenden, findet darin ihre Fortsetzung. Was führt Sie von Hietzing an die Gestade des Schicksalsstroms?“

„Der Fön“, antwortete der Dozent.

„Ich wusste nicht, dass er so stark bläst“, sagte Groll. „Sie wurden also mitsamt ihrem Rennrad vom Föhnsturm in die Brigittenau verweht. Anstelle einer Melange samt Apfelstrudel beim Dommayer müssen Sie nun mit Ersatzkaffee und eingeschweißten Karamelkeks Vorlieb nehmen.“ Mit einer Handbewegung lud Groll den Dozenten zum Verweilen ein. Die *Tisza* hatte das Wendemanöver beendet und stampfte langsam stromauf, um am Kai anzulegen.

Nicht der warme Fallwind habe ihn verweht, korrigierte der Dozent, sondern ein kaputtes Haushaltsgerät. Er sei gekommen, den Fön, aus dem nach einiger Betriebsdauer Flammen schlügen, in einem Elektrogroßmarkt reparieren zu lassen. Neugierig musterte der Dozent ein paar Zeitungsartikel, die vor Groll ausgebreitet lagen.

„Sie studieren die Presse?“

Groll griff nach einem Text und las: „Der geflohene Mister Libro, André Rettberg, einstiger Manager des Jahres. Eine Ikone der New Economy. Büroeinrichtung nach

Feng Shui. Ein gestyltes Office mit zweitausend Quadratmetern. Ein Darkroom mit Schlafkojen für leitende Angestellte. Schräge Wände vor der Tür zur Toilette, damit die Energie nicht entweichen kann. Und jetzt? Internationaler Haftbefehl. Veruntreuung in großem Stil, ein Defraudant. Ihm drohen zehn Jahre Haft. Und hier! Die weltweiten Ölreserven erreichten im Vorjahr einen Höchststand, Saudi-Arabien führt vor Kanada, dem Iran und dem Irak. Saudi-Arabien ist auch das größte Förderland der Welt, gefolgt von Russland. Europa beherbergt nur zwei Prozent der weltweiten Reserven.“

Jetzt verstehe er die Nahostpolitik der EU besser, meinte der Dozent.

„Bemerkenswert ist weiters, dass die großen Ölkonzerne gleichzeitig auch die größten Anbieter von alternativen Energien seien“, fuhr Groll fort. „Schließlich“, er deutete auf einen weiteren Artikel: „Ein Banküberfall in der Leopoldstadt: Der höfliche Bankräuber verlangt nur dreitausend Euro. Er bittet den Schalterbeamten, nicht von der Schusswaffe Gebrauch machen zu müssen, und bedankt sich mit einem ansehnlichen Trinkgeld. Als Dank für die Mühewaltung, wie er sagt.“

„Was für ein altmodisches Wort“, sagte der Dozent. „Es klingt wie: Über der Mühsal des menschlichen Jammertals obwaltet ein blindes Schicksal.“

„Die Verbindung von Tätigkeit und Schicksal – ein unverzichtbarer Begriff in den ökonomischen Wissenschaften“, bekräftigte Groll und griff nach einem weiteren Artikel:

„Eine Studie von Wirtschaftswissenschaftlern besagt, dass eine zentrale Annahme der Verhaltensforschung – der Mensch neigt immer zur Optimierung seiner eigenen Interessen – falsch ist. Tatsächlich bestimmen weit komplexere Motive das menschliche Handeln. Gegenseitiges Vertrauen und Großzügigkeit werden demnach entlohnt – Misstrauen und das Androhen von Sanktionen seien kontraproduktiv.“

„Von wem stammt denn diese Studie? Von den Zeugen Jehovas? Einer katholischen Sekte?“ Der Dozent sah sich nach einer Bedienung um.

„Von zwei Ökonomen aus Erlangen“, erwiderte Groll. „Die Studie wurde in der angesehenen Fachzeitschrift *Nature* publiziert. Die beiden Vertreter der „behavioral economics“ kommen nach einem Experiment mit zweihundert Studenten zum Schluss, dass ein auf Gerechtigkeit und Anständigkeit basierender Altruismus eine machtvolle Quelle für menschliche Kooperation sei. Selbstsucht und Gier hingegen stören vernünftige Kooperationen. Aus diesem Grunde trage ich mich mit der Absicht, einen fünften Artikel aus meinen Betrachtungen auszuschneiden“, schloss Groll.

„Darf ich wissen, wovon der handelt?“ fragte der Dozent.

„Von der Homepage des Finanzministers. Man soll nicht in fremden Wunden wühlen, ich bin ja kein Untam.“

„Was wollen Sie mit den Artikeln beweisen?“

„Ich will nichts beweisen“, sagte Groll. „Mein Streben richtet sich einzig und allein danach, den verborgenen Zusammenhang der Texte aufzuspüren.“

Der Dozent spielte mit der Speisekarte. „Da sitzen Sie an der Donau und spekulieren über den verborgenen Zusammenhang disparater Artikel. Was für eine Freizeitbeschäftigung!“

„Besser als in Hietzing Kupon schneiden“, sagte Groll.

Der Dozent hielt verzweifelt nach einem Kellner Ausschau.

„Oder mit Rollerblades auf der Donauinsel verunglücken.“

Der Dozent winkte einer adrett gekleideten jungen Frau in einem dunklen Hosenanzug, die sich mit zwei älteren Damen unterhielt.

„Oder beim Queren der Ringstraße gegen eine Straßenbahn laufen.“

Die Frau näherte sich.

„Oder mit kaputten Elektrogeräten die ökonomischen Kreisläufe stören.“

„Meinen Sie mich?“ fragte die Frau den Dozenten.

Der nickte ungeduldig. „Ich hätte gern eine Melange und ein Brötchen mit Mozzarella und Salat.“

„Das ist schön“, sagte die Dame. „Ich hätte es gern, wenn ich nicht mit abgestandenen Schmäh angesprochen würde.“ Sie warf dem Dozenten einen vernichtenden Blick zu und gesellte sich wieder zu ihrer Gruppe.

Der Dozent war errötet.

„Oder wildfremde Menschen beleidigen“, setzte Groll fort.

„Halten Sie den Mund“, herrschte der Dozent Groll an. „Sie haben ja keine Ahnung.“

„Da haben Sie recht“, sagte Groll. „Aber könnten Sie so freundlich sein und mir mitteilen, wovon ich keine Ahnung habe?“

„Von der Globalisierung. Vom Turbo-kapitalismus. Vom Neoliberalismus. Von der politischen Kälte und der fehlenden sozialen Wärme.“ Der Dozent kramte in seinem Jackett.

„Deshalb studiere ich die Presse“, erwiderte Groll. „Langsam schälen sich Zusammenhänge aus dem Nebel der Fakten heraus.“

„Da bin ich aber neugierig.“ Der Dozent hatte einen halben Müsliriegel gefunden und wickelte ihn aus.

„Mir scheint, dass der Bankräuber und die Konzerne sich nach den Ergebnissen der Erlanger Studie richten: Kooperation und Schonung der Ressourcen“, sagte Groll. „Vielleicht will der Bankräuber noch weitere Male vorstellig werden? Da empfiehlt es sich, die Quelle, die man anzapft, nicht über Gebühr zu strapazieren. Auf ihre Art benehmen die Konzerne sich ähnlich.“

„So, so“, murmelte der Dozent und biss herzhaft in den Müsliriegel. In der nächsten Sekunde spuckte er den Bissen in den Aschenbecher.

„Zu süß?“ fragte Groll.

„Ranzig“, erwiderte der Dozent. „Es ist nichts Neues, dass Konzernlenker langfristig denken.“

„Aber auch Bankräuber? Das jedenfalls ist neu.“

„Mag sein. Aber was besagt das schon?“

„Grundlegendes, verehrter Freund. Wir stehen vor einer Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse.“

„Tut mir leid, ich vermag nichts derartiges zu erkennen“, sagte der Dozent und wischte sich mit einem Taschentuch über den Mund.

„Das wundert mich nicht. Sie sind von den Hietzinger Verhältnissen verblendet. Sonst würden Sie sehen, dass das Verhalten der Konzerne und des Bankräubers auf die Implementierung von Elementen der Planwirtschaft in den zügellosen Kapitalismus hinausläuft.“

„Ein interessanter Befund“, sagte der Dozent.

„Nicht wahr? Dass die Vergesellschaftung sich auch innerhalb des Kapitalismus durchsetzt, darauf wies bereits Marx hin. Daß hingegen nicht nur Konzerne, sondern auch Bankräuber kooperativ und vergesellschaftet denken, das ist neu.“

„Die Entzauberung der Welt aus dem Wesen des Bankraubs. Sie sollten Feng-Shui-Berater werden“, sagte der Dozent.

„Sparen Sie Ihren Spott. Mir scheint, dass Mister Libro und der Finanzminister,

diese Propheten des modernen Kapitalismus, außergewöhnlich rückständig agieren. Kooperation zum allseitigen Vorteil ist ihre Sache nicht. Schade, dass auch Sie, verehrter Freund, diesem alten Modell anhängen.“

„Ich?“ rief der Dozent. „Wie kommen Sie darauf? Was Herrn Rettberg und den Finanzminister anlangt, so mögen Sie ja richtig liegen. Aber was um Himmelswillen habe ich verbrochen, der ich auf der Suche nach einer Fön-Reparatur durch die Stadt irre?“

„Ich will es Ihnen erklären“, sagte Groll und stützte sich mit beiden Händen an der Tischplatte ab. „Der Bankräuber und die Konzerne richten sich nach den Ergebnissen der Erlanger Studie: Kooperation und Schonung der Ressourcen. Vielleicht will der Bankräuber noch weitere Male vorstellig werden? Da empfiehlt es sich, die Quelle, die man anzapft, nicht über Gebühr zu strapazieren. Sie machen das Gegenteil: Sie beharren darauf, Ihre wertvolle Arbeitszeit mit dem Unsinn einer Fön-Reparatur zu vergeuden, anstatt das einzig Naheliegende zu tun.“

„Und das wäre?“

„Sie sagten doch, dass erst nach einiger Zeit Flammen aus dem Fön schlagen?“

Der Dozent nickte.

„Nun, da liegt die Lösung auf der Hand: Sie ändern Ihre Frisur auf eine Kurzhaarvariante. Solange, bis Ihre Haare trocken sind, tut das Gerät seinen Dienst. Und danach – Sie haben doch einen Garten? Jeder Hietzinger hat einen Garten. Was sage ich: einen Park!“

„Tausendachthundert Quadratmeter“, sagte der Dozent kleinlaut.

„Eben. Und da fallen Laub und alte Zweige und sonstiger Abfall an, der verbrannt werden muß.“

„Ich verstehe nicht –“

„Nachdem Sie gefönt haben, nehmen Sie also das Gerät und stecken es im Garten wieder an. Wenn Flammen aus dem Gerät schlagen, zünden Sie damit den Reisighaufen an. Damit haben Sie sich nicht nur Ihren Bedürfnissen gegenüber, sondern auch gegenüber der Umwelt kooperativ verhalten.“

„Sie meinen?“

„Das ist die Vergesellschaftung im Zeitalter der Globalisierung. Sie wären ein Bahnbrecher der kommenden Zeit.“

„Tatsächlich“, der Dozent wiegte den Kopf. „Das wäre die Lösung meines Problems. Da fällt mir ein: Als Anhänger des kooperativen Denkens führen Sie doch sicherlich Ihren Rettungsschnaps mit? Ich könnte einen Schluck vertragen.“

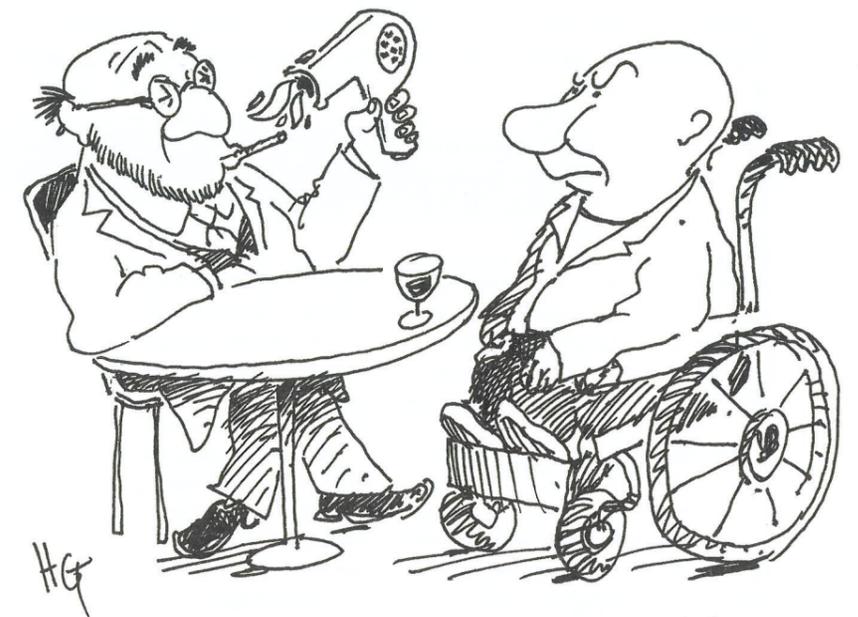
Groll griff ins Rollstuhlnetz und holte einen Flachmann hervor, den er dem Dozenten reichte.

„Enzian?“ fragte der Dozent.

„Barack“, erwiderte Groll.

Der Dozent nahm einen großen Schluck. Ein Ober war auf ihn aufmerksam geworden und eilte zum Tisch.

Erwin Riess



Innerbetriebliche Antidiskriminierungspolitik in Europa

Beispiel Großbritannien: von „Equal Opportunity“ zu „Diversity“¹

Der folgende Artikel ist der erste einer Serie von Beiträgen zu Antidiskriminierungsmaßnahmen auf betrieblicher Ebene in ausgewählten europäischen Ländern. Diese Länderbeispiele werden zeigen, wie spezifische, historisch gewachsene Rahmenbedingungen zu unterschiedlichsten Ausprägungen von betrieblicher Antidiskriminierungspolitik führen können. Beleuchtet werden soll außerdem der Einfluss von Akteuren aus Politik, Gewerkschaften, NGOs sowie der Privatwirtschaft. Nach Großbritannien folgen als Länderbeispiele Deutschland, wo die Gewerkschaften eine besonders wichtige Rolle spielen, und Belgien mit seinem ausgeprägten föderalen System.

Seit den 90er-Jahren zeichnet sich auch in Großbritannien der aus den USA kommende Trend zu Diversity in hohem Maße in der Privatwirtschaft ab. Das bedeutet, dass mittlerweile sämtliche große Unternehmen Diversity Management als wesentliche Form ihrer Gleichstellungspolitik übernommen haben. Aber auch staatliche Antirassismusstellen, wie die britische *Commission for Racial Equality* (CRE), passen sich verstärkt diesem Trend an.

Diese Entwicklung bedeutet einen Wechsel des Diskurses über Gleichstellungs- und Antidiskriminierungsmaßnahmen: Weg von den in Großbritannien traditionellen „Equal Opportunities Policies (EOP)“, die sich insbesondere auf die Bekämpfung von rassistischer Diskriminierung und die Förderung von ethnischen Minderheiten („race equality“) stützen – auch mit einer starken Ausrichtung auf positive Fördermaßnahmen (positive action) –, hin zu der stark an ökonomischen Kriterien orientierten Diversity-Politik, welche vor allem die „wirtschaftlichen Vorteile von Vielfalt“ betonen. Die Kritik, dass es durch diesen Trend zu einer Aufweichung der stark von rassistischer Diskriminierung ausgehenden Konzepte kommt, ist sicherlich ernst zu nehmen.

Wie nun die *Commission for Racial Equality* und Unternehmen auf diese Trendwende reagieren, soll im Folgenden anhand des FORD-Beispiels aufgezeigt werden.

Commission for Racial Equality

Großbritannien kann mit dem „Race Relation Act 1976“ und der Schaffung der *Commission for Racial Equality* bereits auf eine erfolgreiche Geschichte in der rechtlichen Bekämpfung von rassistischer Diskriminierung zurückblicken. Als öffentlich-rechtliche unabhängige Körperschaft wirkt die CRE auf drei Ebenen: im öffentlichen, privaten und freiwilligen Sektor. Wenn sich auch die meiste Arbeit auf den öffentlichen Sektor bezieht, so beginnt die CRE, den Privatsektor immer mehr in ihre Arbeit einzubeziehen.

Die CRE sieht ihren Auftrag darin, die gesetzlichen Vorschriften zu Diskriminierung und Rassismus zu überprüfen und etwaige formale Untersuchungen in Betrieben durchzuführen. Daneben übernimmt die Kommission vor allem strategische Aufgaben im Sinne von Bewusstseinsbildung und *awareness-raising* für den privaten Sektor.

Hat die CRE früher eher auf repressive Mittel bei der Durchsetzung von Gleichstellung in Betrieben gesetzt, so versucht sie heute die Unternehmen auch stärker mit „business“-Argumenten zur Förderung von Antidiskriminierungsmaßnahmen zu bewegen. Ein Standardargument dabei ist etwa: „Gleichstellung ist gut für das Geschäft.“ Diese eher pragmatische Einstellung resultiert auch aus der Erfahrung, dass Unternehmen letztlich jegliche Maßnahme, also auch Antidiskriminierungsmaßnahmen, als „business case“ behandeln. Doch trotz aller Business-case-Argumentation der Betriebe zählt für die CRE immer noch das Gesetzesargument. So werden Betriebe darauf hingewiesen, dass rassistische Diskriminierungsfälle, die vor Gericht kommen, nicht nur viel kosten, sondern – und das gilt als schwerer wiegender Kostenfaktor – dem Image des Unternehmens enormen Schaden zufügen. Ein weiteres Business-Argument ist außerdem, dass MitarbeiterInnen des Unternehmens mit Migrationshintergrund durch rassistische Vorfälle demoralisiert werden und möglicherweise den Arbeitgeber oder die Arbeitgeberin wechseln.

Wie wichtig letztendlich durchsetzungsfähige gesetzliche Rahmenbedingungen zur Aufdeckung von rassistischer Diskriminierung und zur Einhaltung von Gleichstellungsmaßnahmen sind, zeigt das Beispiel von FORD deutlich.

Gleichstellungspolitik bei FORD Britain²

FORD Britain gehörte zu einem der ersten Betriebe, welche bereits seit dem Beginn der 70er-Jahre Sprachtrainings für ethnische Minderheiten einführen. In den 90er-Jahren wurde die Firma jedoch aufgrund schwerer rassistischer Vorfälle „berühmt“ – wie z. B. das jahrelange Mobbing gegen einen indischen Arbeiter –, die auch in der Öffentlichkeit und den Medien enorme Wellen schlugen. Die Gewerkschaften wandten sich schließlich an die CRE, worauf diese eine formale Untersuchung der möglichen rassistischen Arbeitspraxis bei *FORD Britain* androhte. Die Firma entschloss sich schließlich im Jahr 2000 zu einer Zusammenarbeit mit der CRE und folgt seit damals einem detaillierten Plan zur Aufdeckung und Bekämpfung von Rassismus. Die drei Kernpunkte des *Diversity Equality Assessment Review* (DEAR) sind:

1. die Durchführung eines „equality audit“ (Prüfverfahren zur Chancengleichheit). Mittels Arbeitsgruppen wurde eine großangelegte MitarbeiterInnenbefragung durchgeführt. Auf deren Ergebnissen baut die neue Diversity-Politik auf;

2. das Einsetzen von „diversity committees“, bestehend aus Management und GewerkschaftsvertreterInnen in allen FORD-Niederlassungen und

3. die Einführung einer gewerkschaftlich gestützten „anti-harassment“-Politik (Dignity at Work). Diese beinhaltet alle formalen und informellen Regelungen, die im Fall von Belästigung und Mobbing am Arbeitsplatz notwendig werden. Auch eine Help-line wurde eingerichtet. Das Handbuch zur „Dignity at Work Policy“, welches an alle MitarbeiterInnen verteilt wird, enthält alle rechtlichen Möglichkeiten, Zuständigkeiten und Beschwerdeverfahren bei Diskriminierungsfällen. Teil der Maßnahme sind auch spezielle Trainings für Führungskräfte, GewerkschaftsvertreterInnen sowie alle MitarbeiterInnen.

Das ambitionierte Ziel von FORD für die Umsetzung der Diversity-Politik ist die Veränderung der gesamten Unternehmensstruktur. Als AkteureInnen wurden die drei wichtigsten Interessensgruppen identifiziert: Fachkräfte des Personalwesens, Vorgesetzte und Gewerkschaften. Bei diesen setzt die Politik an, und sie sind es auch, die die Politik in alle Ebenen des Betriebes hineinragen. Zur Umsetzung der gesamten Gleichstellungs- und Diversity-Politik wurde ein eigenes Diversity-Team auf der Führungsebene gewählt. Dessen Verpflichtung zu Diversity soll garantieren, dass eine Veränderung bis in die unterste

Ebene der Firma stattfindet. Bemerkenswert ist auch, dass FORD ein eigenes Diversity-Team auf europäischer Ebene eingerichtet hat, welches eine einheitliche Diversity-Politik – natürlich immer in Verbindung mit den Geschäftszielen – entwickelt.

Für den früheren CRE Officer und jetzigen Diversity-Direktor von *FORD Europe*, Surinder Sharma, ist für die Umsetzung einer umfassenden Diversity-Politik essentiell, dass diese Teil der gesamten Unternehmensstruktur wird und alle hierarchischen Ebenen des Betriebes durchdringt:

„One of the big issues – apart from leadership – is that Diversity isn't an Human Resource issue. It is a line management issue. What we are saying is: it is a business issue. It is a holistic issue. It is linked to the company mission and values. It is linked to management behaviours, it is linked to line management objectives. So it is part of the business approach. It is not an add-on. It is not something separate.“

Der Diversity Management Director von *FORD Britain*, Kamaljeet Jandu³, ist als ehemaliger Gleichbehandlungsbeauftragter des britischen Gewerkschaftsbundes TUC die Schlüsselperson in der Umsetzung der Diversity-Strategie und Garant für die Zusammenarbeit mit den Sozialpartnern. Wenn auch der Firma von Gewerkschaftsseite große Fortschritte bei der Implementierung der Gleichstellungspolitik eingeräumt werden, wird die Entwicklung auf Betriebsratsebene noch kritisiert. Ein Monitoring evaluiert den Erfolg der Maßnahmen. Die Ergebnisse werden im jährlich erscheinenden „FORD of Britain – Equal Opportunities Report“ veröffentlicht.⁴

Weitere Schwerpunkte

Weitere Schwerpunkte der Diversity-Politik liegen bei der Rekrutierung. Dabei achtet FORD besonders darauf, den Anteil an UniversitätsabsolventInnen mit Migrationshintergrund zu erhöhen und hat dafür ein eigenes Mentoring-Programm entwickelt. Damit konnte der Anteil von neu eingestellten Universitäts-AbsolventInnen aus Angehörigen ethnischer Minderheiten auf 19 % angehoben werden.

Bei der Entwicklung und Durchführung von Antirassismustätigkeiten und -programmen spielen vor allem die FORD-internen MitarbeiterInnengruppen (internal resource groups) eine große Rolle. Die *Ford Asian Association* und das *Ford African Ancestral Network* nehmen an kommunalen Aktivitäten und Kampagnen teil und tragen damit wesentlich zur Bewusstseinsbildung bei FORD

in Bezug auf Diversity und das Engagement gegen Rassismus bei. Sie haben aber auch eine wesentliche Rolle bei Entwicklung und Vermarktung von FORD-Produkten. So initiierte die *Ford Asian Association* eine Vermarktungsstrategie des Transit Vans für die „small Asian businesses community“.

In den letzten Jahren ist FORD auch vermehrt als Sponsor für Kulturevents hervorgetreten. 2002 sponsorte FORD das dreitägige Asian MELA, das größte asiatische Kultur und Lifestyle-Event in Großbritannien mit über 30.000 BesucherInnen, und half damit der Firma, Beziehungen zur „Asian community“ aufzubauen.

Schluss

Das Beispiel FORD zeigt, dass die Möglichkeiten, in einem Betrieb etwas gegen Rassismus und für die Förderung von Diversity zu tun, beinahe unbegrenzt sind. Die Aktivitäten, die unter dem modischen, aber schwammigen Begriff „Diversity“ subsumiert werden, sind äußerst vielfältig. Sie beginnen bei einer aufwendigen Gleichstellungspolitik und reichen bis hin zu Sponsoring-Aktivitäten.

Für den britischen Kontext ist aber auch zu betonen, dass Diversity auf eine lange etablierte und rechtlich verankerte Gleichstellungspolitik aufbaut und traditionelle „Equal Opportunities“-Maßnahmen in Bezug auf ethnische Minderheiten in der Diversity-Politik von Unternehmen integriert bleiben.

Um so wichtiger ist es, sich bei Firmen in Ländern mit keinerlei vorhandenen staatlichen Antidiskriminierungsstellen, wie in Österreich, genau anzusehen, was unter dem Wort

„Diversity“ jeweils verstanden und tatsächlich in die Praxis umgesetzt wird. Die Gefahr ist groß, dass man sich auf reine Minimalbekenntnisse zu fragwürdigen Multikulturalismus-Aktivitäten beschränkt, die ohne tatsächliche Auswirkungen auf die Arbeitssituation von MigrantInnen oder von Angehörigen ethnischer Minderheiten in Österreich bleiben.

Anmerkungen:

¹ Der Artikel erscheint im Rahmen von Forschungen, die im Zuge des EQUAL-Projektes „Gleiche Chancen im Betrieb – Betrieb ohne Rassismus“ durchgeführt werden; Interviews mit ExpertInnen in Großbritannien stellen einen Bestandteil dieser Forschungen dar. Weitere Informationen: www.gleiche-chancen.at.

² Diese Darstellung der FORD-Antidiskriminierungspolitik basiert auf einem Artikel aus der EOR, auf Daten aus dem FORD Equal Opportunities Report 2002 sowie den im Rahmen von EQUAL geführten Interviews.

³ K. Jandu hat zudem die Position eines CRE Commissioners (vgl. Jahresbericht CRE 2002).

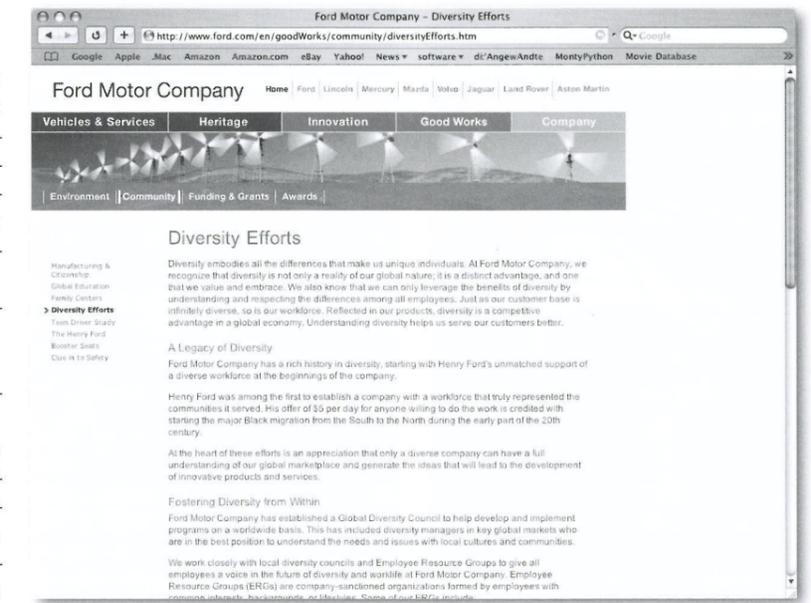
⁴ Vgl. FORD of Britain Equal Opportunities Report 2002; Foster 2003.

Literatur:

Foster, Carol (2003): Ford: Driving diversity forward. In: EOR No. 116, April 2003
 CRE Jahresbericht 2002, www.cre.gov.uk
 FORD of Britain Equal Opportunities Report 2002, September 2002

Helene Trauner,

Mitarbeiterin des EQUAL-Projektes
 „Gleiche Chancen im Betrieb – Betrieb ohne Rassismus“ am Europäischen Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung in Wien.



Thema: Sexarbeit

Nur wenige Themen sind so umstritten wie die Prostitution. In allen gesellschaftlichen Lagern herrscht Unklarheit darüber, wie sie eingeschätzt werden soll. Unterschiedliche Auffassungen führen zu unterschiedlichen Forderungen, Polemiken und Politiken. Eine echte Auseinandersetzung gibt es in Österreich aber nicht.

Sexarbeit schafft es sehr selten in die Medien – und wenn doch, so meist in skandalisierender Form. Sexarbeit muss „Zwangsprostitution“ sein, um eine Story abzugeben.

In diesem Artikel geht es nicht vornehmlich um die Darstellung der katastrophalen Lebensumstände, in denen viele Sexarbeiterinnen leben und arbeiten. Dass diese Zustände existieren und unhaltbar sind, ist offensichtlich – erst unlängst gewährte ein *Falter*-Artikel erschreckende Einblicke in die „Normalität“ von Sexarbeiterinnen in Österreich¹. Hier soll es aber um andere Aspekte dieses angeblich ältesten Gewerbes der Welt gehen. Es soll hier der Umgang und die Thematisierung von Sexarbeit in Politik, Theorie und Medien hinterfragt werden. Denn, so wichtig auch Texte sind, die ein Licht auf die Lebensumstände von Sexarbeiterinnen werfen, muss auch gefragt werden, was nicht gesehen wird, wenn allein diese Perspektive eingenommen wird.

Opfer und Subjekte

Um die Verhältnisse, in denen Sexarbeit heute ausgeübt wird, zu verändern, muss



auch der Umgang mit dem Thema verändert werden. Diesen Schluss zogen auch die Mitarbeiterinnen von LEFÖ. Ursprünglich als Beratungsstelle für Migrantinnen aus Lateinamerika ins Leben gerufen, ist die Beratung und Unterstützung von Migrantinnen, die in der Sexarbeit tätig sind, seit Anfang der 90er-Jahre fixer Bestandteil der Arbeit dieser NGO. Eine Arbeit, die dringend getan werden muss, eingedenk der Tatsache, dass rund 80 % der in der Sexarbeit tätigen Frauen Migrantinnen sind.

Öffentlichkeitsarbeit heißt in diesem Bereich vor allem: Dekonstruktion der herrschenden, öffentlichen Meinung. Nur allzu oft würden alle Migrantinnen in der Sexarbeit als Opfer des Frauenhandels gesehen, so Bernadette Karner von LEFÖ. Dadurch brauchen diese Frauen nicht als selbstbewusst entscheidende Subjekte wahr- und ernst genommen zu werden. Opfer sind einfach zu behandeln, man braucht sie ja nur zu retten und sich nicht weiter mit ihnen und ihren Motivationen auseinander zu setzen.

Doch was sich in den Medien als Errettung aus unmenschlichen Verhältnissen verkaufen lässt, bedeutet in der Realität der Frauen oft eine weitere Gefahr. Denn solange die österreichischen Fremdengesetze den „befreiten Opfern“ keinen Schutz vor Abschiebung gewährleisten, blicken viele dieser Frauen einer Zukunft entgegen in einer Heimat, in der sich keine Möglichkeit zur Erhaltung der eigenen und familiären Existenz bietet. Aus dem medial konstruierten „Opfer des Frauenhandels“ muss ein Subjekt „gemacht“ werden. Dann bröckelt die simple Erlösungslogik, und es kann gefragt werden, was diese Frauen dazu zwingt, in unmenschlichen Verhältnissen zu bleiben. Neben ökonomischer Not, der Macht von Freiern und transnationalen Netzwerken muss dann auch die offizielle, staatliche Praxis hinterfragt werden.

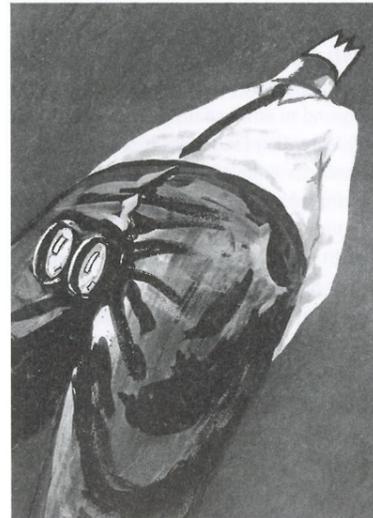
Ausflüsse und Eindämmungen

Der heutige Umgang mit Sexarbeit kann jedoch nicht ohne seine Geschichte verstanden werden. Es ist eine Geschichte der Regulation von Körpern und Gefahren. Im 18. Jahrhundert begannen europäische Staaten Sexarbeit zu regulieren, zumeist von der Idee geleitet, dass sie ein notwendiges gesellschaftliches Übel sei. Männer, so die Idee, hätten nun mal sexuelle Gelüste, die gestillt werden müssten. Während die Nachfrage also tendenziell als legitim empfunden wurde, richtete sich der

Großteil der Repressionen seit jeher gegen Sexarbeiterinnen. Die größte zu regulierende Gefahr stellte dabei der weibliche Körper dar. Er galt als prädestiniert, Krankheiten zu beherbergen, die den Gesellschaftskörper bedrohten.

Ganz in diesem Sinne ist auch die österreichische Gesetzgebung, die seit über hundert Jahren vorschreibt, dass sich Frauen wöchentlichen „Gesundheitsuntersuchungen“ unterziehen müssen, wollen sie legal als Sexarbeiterinnen tätig sein. Frauen werden kontrolliert – Männer werden aus ihrer Verantwortung gezogen. So zeigten Untersuchungen, dass Männer geneigt sind, ungeschützten Sex eher in jenen Ländern zu verlangen, wo Sexarbeiterinnen einen „Perilschein“ haben müssen, als in solchen, wo dies nicht Vorschrift ist. Die verpflichtende Gesundenuntersuchung gefährdet also die Gesundheit der Frauen. NGOs fordern deshalb schon seit Langem die Abschaffung der Verpflichtung und einen freien Zugang zu medizinischer Versorgung für alle in der Sexarbeit Tätigen – egal welchen rechtlichen Aufenthaltsstatus diese haben.

Das österreichische Prostitutionsrecht ist komplex und schwerfällig. Ohne öffentliche Debatten darüber kam es im Sommer 2003 zu einer Novelle des Wiener Prostitutionsgesetzes, die alle Parteien freut. Die SPÖ freut sich, weil Männer, die Frauen nach Sexdienstleistungen fragen, die nicht als Sexarbeiterinnen tätig sind und sich dadurch belästigt fühlen, nun leichter angezeigt werden können. Die FPÖ wiederum freut sich, da nun Hauseigentümer, in deren Häusern sich illegale Bordelle befinden, stärker bestraft werden. Die Grünen begrüßen wiederum, dass illegal arbeitende Sexarbeiterinnen nun weniger hohe Geldstrafen zu bezahlen haben.



Andere sind hier skeptischer. Noch immer ist Sexarbeit vor dem Gesetz eine – zwar tolerierte, aber doch – sittenwidrige Handlung, kein Beruf. Das bedeutet: Es gibt für Sexarbeiterinnen keine Möglichkeit, Forderungen einzuklagen, wie den Lohn oder Mindeststandards am Arbeitsplatz Bordell. Bernadette Kramer von LEFÖ schätzt die Novelle insgesamt als weiteren Schritt in Richtung Kriminalisierung von Sexarbeit ein. Zumindest so weit wie Schweden ging man nicht, wo seit einigen Jahren ein harter Kurs gegen Freier gefahren wird. Die Idee, dadurch Sexarbeit aus der Welt zu schaffen, geht – wie mittlerweile bekannt – nicht auf. Das Verbot wirkt sich allein auf die Sichtbarkeit aus. Sexarbeit passiert dann an den „Unorten“ der Städte, wo sie sich jeglichem Zugriff entzieht – sowohl für Polizei als auch für NGOs, die sich um die Situation der Frauen bemühen.

Trotzdem – eine tatsächliche Anerkennung von Prostitution als Sexarbeit, wie sie bereits in den Niederlanden und unlängst in Deutschland passierte, stellt die Novelle nicht dar.

Aber soll es eine Anerkennung überhaupt geben? Gilt es nicht eher, den Verkauf weiblicher Sexualität zu beenden? Unterschiedliche Einschätzungen führen hier zu unterschiedlichen Forderungen.

Gegen- und Gegen-Gegendiskurse

Ein Blick auf die feministische Debatte rund um Sexarbeit zeigt, dass hier alles andere als Einigkeit besteht. Vielmehr haben sich zwei Fronten gebildet, die unterschiedliche Definitionen sowohl der Probleme wie der angestrebten Lösungen vertreten.

Die GegnerInnen von Sexarbeit sehen in ihr meist bezahlte Vergewaltigung und einen pathologischen Auswuchs des Patriarchats. In solchen Texten wird das Hauptaugenmerk darauf gelegt, dass viele Frauen, die in der Branche tätig sind, dies nicht freiwillig täten und übermäßiger Gewalt ausgesetzt seien. Weiters wären es vor allem solche Frauen, die schon früh traumatische sexuelle Erfahrungen hatten – ein weiteres Indiz dafür, dass Sexarbeit keine normale Arbeit wie jede andere sei. Aus so einer Position gesehen, ist die einzig logische Forderung eine Abschaffung von Sexarbeit – sie ist ja Prostitution².

Demgegenüber etablierte sich das *Sex-Workers Rights Movement*. Theoretikerinnen und auch SexarbeiterInnen selbst richten den Fokus hier auf die miserablen Arbeitsverhältnisse und deren Veränderung. Für sie stellt sich Sexarbeit nicht per se als

Radio Stimme News

Radio Stimme ist die Sendung der *Initiative Minderheiten*, die jeden zweiten Dienstag von 20 bis 21 Uhr auf der Frequenz des freien Wiener Senders Orange 94,0 zu hören ist. Seit Beginn des letzten Jahres sind alle Sendungen von *Radio Stimme* zu jeder Zeit auch über unser digitales Sendungsarchiv im Internet (www.initiative.minderheiten.at/Radio) als Stream und Download abrufbar – nach Ausstrahlungsdatum sortiert und mit einer kurzen Beschreibung des Inhalts. Auch die Nachlese-Artikel zu den Sendungen von *Radio Stimme* befinden sich im Netz. Wer unsere Sendungen aber dennoch lieber *live* und *on air* hört, dem/der sei unser Newsletter empfohlen: Ein einfaches E-mail reicht, und schon landen zeitgerecht die aktuellen Themen der künftigen Sendungen in der eigenen Mailbox. Oder auch via SMS-Reminder am Handy. Anmeldung unter radio.stimme@blackbox.net.

Übrigens: das Team von *Radio Stimme* kann nie groß genug sein. Wer Interesse an Thema und Medium hat und an unserem Projekt ehrenamtlich mitarbeiten möchte, ist herzlich willkommen!

Das „Radio Stimme“-Team

unmenschlich dar, sondern könne ein Job wie jeder andere sein – vorausgesetzt, die Ausübenden bekommen die gleichen Rechte wie andere. Aus dieser Richtung kommt auch die Kritik, dass Feministinnen, die sich für die Abschaffung von Sexarbeit aussprechen, nur allzu leicht in die konservative Logik von der Untrennbarkeit von Sex und Liebe verfallen. Sexarbeiterinnen wird hier die Fähigkeit abgesprochen, ihre persönliche Sexualität von einer professionellen zu trennen. Auch das Faktum, dass Sexarbeit weltweit zu einem der wenigen Berufe zählt, in dem Frauen mehr als Männer verdienen und es in Anbetracht der miserablen Arbeitsmarktsituation in manchen Ländern als rationale Entscheidung gelten kann, in die Sexarbeit zu gehen, würde hier übersehen.

Aber gleich, ob man nun für die Abschaffung von Prostitution oder für ihre Anerkennung als Sexarbeit in der Zukunft eintritt: Die Lebenssituation der derzeit Beschäftigten wird sich nur dann wirklich



ändern, wenn sie heute mit Rechten ausgestattet werden, die für andere Arbeiterinnen selbstverständlich sind.

Zu diesem Schluss kommt auch die Politologin Birgit Sauer. Sie ist eine der Wenigen, die sich hierzulande wissenschaftlich mit dem Thema beschäftigen. Sie macht die österreichischen Verhältnisse dafür verantwortlich, dass es keine Selbstorganisation von Sexarbeiterinnen in Vereinen oder Gewerkschaften gibt.

Blockiert wird eine solche Selbstermächtigung einerseits durch die reglementaristische Gesetzgebung, die Sexarbeiterinnen kriminalisiert und stigmatisiert. Andererseits konnten österreichische Sexarbeiterinnen auch nicht auf viel Rückhalt aus feministischen Kreisen hoffen, die meist die offizielle Annahme teilen, dass jegliche Sexarbeit unter Zwang stattfindet. Solche Frauen, die sich einer „Errettung“ widersetzen, müssen dann als „schlechte Opfer“ gelten, denen keine weitere Aufmerksamkeit geschenkt zu werden braucht. In Anbetracht der steigenden Zahl heimischer NGOs und Initiativen scheint sich hier jedoch ein Umdenkprozess abzuzeichnen, der in Ländern, in denen Sexarbeit heute legal ist, eine wichtige Rolle spielte – so die Politologin.

Diese Nachlese basiert auf der „Radio Stimme“-Sendung vom 13. Jänner 2004, gestaltet vom Autor gemeinsam mit Elisabeth Huber.

Anmerkungen:
¹ Falter, 5/04, „Nackte Gewalt“ von Florian Klenk.
² Eine wichtige Vertreterin dieses Standpunkts ist Kathleen Barry (1995): *The Prostitution of Sexuality*. New York.
³ Einige Texte dazu finden sich in: J. Nagle (Hg.) (1997): *Whores and Other Feminists*, New York.

Paul Scheibelhofer
 ist Redakteur von „Radio Stimme“.

Zeichnung: Andreas Ohrenschnall

An Christian Alton, Meran
Kunsthistoriker, Fremdenführer, Bücher-, Türkei- und mein Freund

Lieber Christian,

die Nachricht über Deine Erkrankung hat mich sehr erschreckt; mit der Absicht, Dir durch den Bericht von meinem jetzigen Aufenthalt in Istanbul Ablenkung zu bringen und mit meinen Grüßen die besten Genesungswünsche zu übermitteln, sitze ich jetzt gerade so, dass ich, wenn ich vom Bildschirm aufblicke – und das muss man hier – die Silhouette der alten Stadt mit der Hagia Sophia, Blauen Moschee und Topkapı Sarayı sehe.

Jetzt bin ich schon mehr als eine Woche hier – mit allerhand Arbeit und Arbeitsvorhaben im Gepäck, ja sogar 24 Bilder zum Thema Wasser, ein Triptychon aus je acht Bildern, von Bernhard Bauer und mir 2003 gemeinsam gemalt, für zwei Ausstellungen hier in nächster Zeit. Die Ausstellung ist für mich fast ein Alibi, um hier zu sein, aber es begann sofort mit einer Fülle von Überraschungen: Ich betrat mit Sack und Pack, nein Bildern, meine alte Schule, das Österreichische St. Georgskolleg, und schon vom Eingang weg wurde ich in eine Theateraufführung gezerrt, wo ich aus dem Staunen und darin begründeten Kopfschütteln nicht mehr herauskam. Dürrenmatts „Romulus der Große“ erlebt eine denkwürdige Interpretation, nicht nur dass es Deutsch war, sondern von türkischen SchülerInnen aufgeführt, blendend inszeniert (Waltraud Perfler, Georg Mayer), gespielt mit derartiger Spiellust, dass ich mindestens fünf der SchauspielerInnen an jede professionelle Bühne empfehlen würde, selbst mit dem doch unverkennbaren Akzent Nestroy zu spielen. Das wäre was für Dich gewesen, noch dazu, wo Du doch auch den Ort des Geschehens kennst, die Aula, wo wir vor fast sieben Jahren Faschingsdienstag feierten. Danach begrüßte und überraschte mich eine junge Kurdin aus Innsbruck – wie sich dann etwas später und peinlich herausstellte –, die ich in altersgemäßer Verblödung nicht wieder erkannte, obwohl ich sie vor nicht allzu langer Zeit in meinem Atelier in Landeck kennen gelernt hatte, aber wer würde schon sich selbst an einem unvermuteten Ort wiedererkennen? Sie ist inzwischen glückliche

Lehrerin an der St. Georg nahe stehenden Volksschule Alev. Irrtümlich war sie hierher gekommen, also noch größer der Zufall; der Vortrag, den sie sich anhören wollte, war in der evangelischen Gemeinde und nicht bei uns in der katholischen, aber das Thema Koran und Bibel interessierte mich auch, und der Pfarrer der evangelischen Gemeinde referierte blendend ... So ging es weiter: Wiedersehen, geplante und weitere zufällige, und dazwischen immer wieder das beglückende Gefühl, hier zu sein. Das symphonische a capella-Gemisch des Ezan, des Gebetsrufes von Dutzenden Minaretten aus allen vier Himmelsrichtungen, dazu noch etwas zeitversetzt, machte auch bei Schneetreiben und Kälte akustisch deutlich, dass ich *da* war. Ja, und der Flug der Möwen und ihr Gelächter, Geräusche, Geräusche, Lärm ...

In meinem Gepäck befanden sich auch türkische Gedichte, die ich für eine Anthologie von MigrantInnen aus der Türkei in Österreich gesammelt hatte, dazu war fachkundiger Rat nötig. Celal Özcan, ehemaliger Literaturlehrer am Kolleg und Maler, ging es scharf an, und wenig fand Gnade.

Das zweite Projekt, das mich neben der Ausrede Ausstellung hierher brachte, ist der Auftrag des Schlossmuseums in Landeck – und mein Anliegen, eine Ausstellung zeitgenössischer türkischer Kunst für Österreich zusammenzustellen. In der Ausstellung werden selbstverständlich auch türkische MigrantInnen vertreten sein. Ich war hier in etlichen Galerien, Ateliers, am überraschendsten war der Besuch bei den Eltern eines ehemaligen Schülers, die in ihrem Haus eine beeindruckende Kollektion beherbergen, Ergebnis der Sammlertätigkeit von vier Generationen, Werke aus drei Jahrhunderten türkischer Kunst bis hin zu Spitzen der Gegenwart! Mit Tümer, meinem ehemaligen Arzt, werde ich auf der Kunstakademie nach ein paar Meistern, die dort unterrichten, auch für unsere Ausstellung suchen. Der Karikaturist Kamil Yavuz, der schon mit seinen witzigen

bis ernstesten Arbeiten in meiner Gym-Galerie in Landeck ausgestellt hat, wird mir einen Beitrag türkischer Karikaturisten zusammenstellen. Gül Erali, eine sehr bekannte Keramikerin, Absolventin von St. Georg und der Linzer Kunsthochschule, half mir, neben der Entdeckung ihrer Werke auch einen interessanten Fotografen zu finden. Einen hochbegabten Maler, mit Imster Verwandtschaft, ja natürlich Gastarbeiter, fanden wir bei einer Ausstellung. So werden die Werke im Schloss Landeck ab dem 7. Oktober zeigen, dass die Arbeitsmigration auch eine kulturelle Begegnung und Bereicherung darstellt.

Gerade komme ich von einer Vernissage im nahen Schneidertempel, (wo wir im September ausstellen), einer ehemaligen Synagoge, jetzt Kulturzentrum, Fotografien unter dem Motto „Eine wiedererstandene Welt – jüdisches Leben in Mittel- und Osteuropa“ von Edward Serotta. Und da sind wir wieder bei den Religionen, so lass Dir nur noch kurz berichten, was auf diesem Sektor hier und auch bei uns geschah: Dr. Elisabeth Dörler, Ordensfrau des Werkes der Frohbotschaft in Patschuns/Vorarlberg, jahrelang in der Pfarre von St. Georg in Istanbul tätig, wurde zur Islambeauftragten der Diözese Feldkirch ernannt. Das muss im Regionalen fast so sensationell gewesen sein, wie international der Friedens-Nobelpreis für die muslimische Frauenrechtlerin Schirin Ebadin. Die Präsentation ihrer Dissertation als Buch am 8. Jänner im Bildungshaus Batschuns war Anlass für die Dekretüberreichung durch den Generalvikar Dr. Elmar Fischer im Auftrag des Bischofs. Auch Ö1 berichtete. Dieser Dialog zwischen den Religionen ist auch mir, wie Du weißt, ein Anliegen, aber darüber und speziell über den Islam in meinem nächsten Brief, denn es gibt wieder Privateres zu berichten: Ich bin gerade wieder SchülerInnen begegnet, mein Gott, was für eine Freude! – und sogar gegenseitig, was die mir Nettos gesagt haben, das lohnt, 35 Jahre Lehrer gewesen zu sein! Wenn ich Dich besuche, erzähle ich Dir mehr davon. Inzwischen gute Besserung und Kopf hoch!

Liebe Grüße,
Dein Gerald Kurdoğlu Nitsche



Foto: stockexchange

Sichtbare Akzente

Drei außergewöhnliche Uraufführungen mit und über MigrantInnen wurden Ende November im Theater Akzent gezeigt.

Drei Stücke gingen als Gewinner des Projekts „Interkulturelle Akzente“ hervor – ein Theaterwettbewerb zu den Themen „40 Jahre Arbeitsmigration nach Österreich“ und „Neue Generationen“. Initiator war die AK Wien, die bei der Programmgestaltung von einem elfköpfigen Fachbeirat, bestehend aus Kulturschaffenden unterschiedlicher Minderheiten sowie VertreterInnen interkulturell orientierter Organisationen, beraten wurde. Die *Initiative Minderheiten* war mit Ursula Hemetek, Hakan Gürses und Araba Evelyn Johnston-Arthur vertreten.

Künstlerische Selbstpräsentation

„In einer Stadt wie Wien mit so vielen MigrantInnen muss man auch den unterschiedlichen Kulturen Rechnung tragen. Wien ist eine Kulturstadt, dabei wird aber vor allem an Burgtheater und Oper gedacht. Wien-Kultur bedeutet für mich aber auch die Kulturen der hier lebenden MigrantInnen. Die AK hat jetzt eine Initiative gesetzt, diese Kulturen sichtbar zu machen“, so die AK-Bildungsreferentin Johanna Ettl, die bei der Presskonferenz darauf hinwies, dass jede/r dritte ArbeitnehmerIn in Wien einen Migrationshintergrund aufweist und zum Teil mit prekären Arbeitsverhältnissen konfrontiert ist. Aber auch all jene, die bereits über eine österreichische Staatsbürgerschaft verfügen und eine gute Ausbildung vorweisen können, hätten laut Ettl häufig schlechtere Chancen am Arbeitsmarkt und marginale Aufstiegsmöglichkeiten. Als Aufführungsort bot sich das *Theater Akzent* an, das seinen in den Vereinsstatuten verankerten interkulturellen Schwerpunkt bereits durch Gastspiele und Lesungen in verschiedensten Sprachen und durch seine jüdische Programmschiene unter Beweis gestellt hatte.

Ziel des Theaterprojekts ist es laut Fachbeirätin Araba Evelyn Johnston-Arthur, „einen Beitrag zur Selbstpräsentation der

MigrantInnen und Minderheiten zu leisten und ein sichtbares Zeichen für einen öffentlichen Dialog zu setzen“. Insgesamt 33 KünstlerInnen hatten ihre Projekt-Ideen eingereicht, von denen drei ausgewählt und realisiert wurden.

Handy, Wortwitz und Friedhof

„Trändi Händi, yo“ vereinigte rund 30 SchülerInnen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund in einem „Musiktheaterprojekt für die ganze Familie“, geleitet von der Musikerin und Pädagogin Xenia Hu und dem Klangkünstler Bernhard Gál. Das im Alltag oft so enervierende Handy verwandelt hier die Bühne in akustische und visuelle Rauminstallationen. Klingeltöne erinnern an ein Grillkonzert einer lauen Sommernacht oder fungieren als Musikinstrumente eines Orchesters. Hu und Gál über das Stück: „Musik hat nicht nur mit Instrumentaltechnik und Notenlesen zu tun, es geht vielmehr über die bewusste Wahrnehmung alltäglicher Klänge und ihre Einbettung in einen musikalisch-ästhetischen Kontext. Am Beispiel ‚Handy‘ zeigen wir, das alles, was klingt, zu Musik werden kann, wenn man nur richtig zuzuhören versteht.“

Pointierter Wortwitz bestimmte das Stück „Speziell Kebab“ von Sedat Demirdeğmez. Schauplatz ist das Wohnzimmer eines türkischen Ehepaars in Österreich. Sie: Hausfrau mit langem Kittel und Kopftuch, er: stolzer Besitzer einer Kebabbude, mit gegelten Haaren und Goldkettler. Eine Stunde lang werden Themen angeschnitten, die Anlass für Diskussion und Streitereien sind. Der Mann verkörpert dabei den stolzen Türken, der seine Frau als seinen Besitz und seine Kebabs als kulturelle Einrichtung ansieht. Sein stures Beharren auf traditionellen Werten sowie seine Vorstellungen von Moral und Anstand dienen ihm als Vorwand, die Wünsche seiner Frau ins Lächerliche zu ziehen. Sie möchte ein türkisches Familienlokal besuchen, was er sogleich als Zurschaustellung weiblicher Reize interpretiert. Sie möchte einen Deutschkurs besuchen, aber der Lehrer könnte ja ein Mann sein. Er selbst habe auch keine Schulbildung genossen, warum dann seine Frau. Am Ende des Stücks wendet sich schließlich das Blatt. Mit dem Vorwand, seine Deutschkenntnisse zu testen, legt die Frau eine Kassette ein, auf der die Stimmen ihres Mannes und seiner Geliebten

zu hören sind. Open End. Großer Applaus für ein Stück, das die Lacher des Publikums auf seiner Seite hat.

„Verhasste Tomaten“ von und mit Marko Pustisek ist ein Einpersonenstück um einen Emigranten in zweiter Generation. Ort des Geschehens ist ein jüdischer Friedhof an einem sonnigen Herbsttag. Dr. Borota, ein gut gekleideter Biochemiker Mitte 30, kommt zum Grab seiner Mutter und hält mit der Verstorbenen Zwiesprache. Er berichtet ihr von seinem Alltag, der in offenbar glücklichen Bahnen läuft, und erinnert sich an frühere Bekannte und Erlebnisse. Snobistische Ansichten lassen den „Sohn aus gutem Haus“ zunächst suspekt erscheinen, doch bald verraten ihn Aussagen wie „Nur im Alleinsein kann man sich geistig weiterentwickeln“ oder „Mit Kindern möchte man die Angst vor dem Alleinsein überwinden“ als enttäuschten, einsamen Mann. Schließlich macht er seine verstorbene Mutter für sein unerfülltes Leben verantwortlich. Keine äußeren Umstände scheinen ihn vordergründig in die Emigration zu führen, so erwähnt er mit keinem Wort seine jüdische Herkunft, sondern seine innere Befindlichkeit, bestimmt durch die problematische Mutter-Sohn-Beziehung sowie sein Unvermögen, Beziehungen einzugehen und Freundschaften zu knüpfen.

Ausblick: Die „Interkulturellen Akzente“ finden bereits ihre Fortsetzung mit der Projektausschreibung im April – diesmal zum Thema „Arbeitswelt(en)“. Man darf gespannt sein!

Isabelle Bene



„Speziell Kebab“ von Demirdeğmez

Foto: Felicitas Kruse

Schöne neue Welt

Um Migration, Arbeitsrituale und Umgang mit Macht drehte es sich in der Theaterproduktion „Karussell“, die am 15. Jänner 2004 im WUK Premiere feierte.

Ein österreichischer Beitrag zur europäischen Gemeinschaftsproduktion „Comedia Network“, die es sich seit ihrer Gründung im Jahr 2000 zur Aufgabe gesetzt hat, europaweit Theaterprojekte und Symposien zu organisieren, die sich mit den Auswirkungen der globalen Migration auseinandersetzen. Bereits in der Besetzung von „Karussell“ ist die kulturelle Vielfalt unübersehbar – 17 junge KünstlerInnen aus verschiedenen Ländern, voran die Regisseurin Birte Brudermann, die mit ihrem Team ein Bildertheater aus Video, Licht- und Klangbildern, Kostümen, Bewegungen und Tanz kreiert hat.

Eine Videoinstallation führt durch einen Wald. Flucht wird angedeutet. Ein

Lichtkegel fällt auf die Bühne, entlang dessen ein ängstlicher Mann robbt. Die Wegpassage passiert, verleiht er seiner weiteren Flucht tänzerischen Ausdruck. Angekommen in der neuen Welt, begegnet er einem Mann, der ihm nach langem Bitten Arbeit in einer Fabrik gibt. Seine fünf Arbeitskollegen sind in sich gekehrt und wirken eingeschüchtert. Es sind ebenfalls Immigranten, ausgewandert aus einem jeweils anderen Motiv. In ihrem „Traumland“ erwartet sie monotone Fließbandarbeit und ein schadenfroher Vorarbeiter. Jeder Tag ist wie der andere. Am Morgen müssen sich die Arbeiter zur Ansprache ihres Oberbosses via Großbild-Leinwand versammeln, dann ihre Arbeitsmontur anziehen und so lange arbeiten, bis der Schlusspfiff ertönt. Auf der Leinwand erscheint ein Eier legendes Huhn und die Summe der täglich produzierten Ware. Um die Effizienz zu steigern, sind die folgenden Arbeitstage bestimmt durch einen Machtwechsel innerhalb des Teams. Die Art, wie die Männer als Vorarbeiter fungieren, gibt Hinweise auf das politische

und kulturelle System ihres Herkunftslandes. Am Ende taucht eine weitere Person auf, in einem Huhnkostüm, vor der die Männer den größten Respekt haben. Doch nach und nach verlieren sie durch den cleveren Neuankömmling ihre Jobs und sind erneut ihrem Schicksal ausgesetzt.

Ins Auge springt sofort die futuristisch anmutende Bühnenausstattung. Die aus Schaumstoff hergestellten Requisiten erinnern an Zahnräder. So biegsam und leicht, wie sie sind, werden mit ihnen die verschiedensten Szenen dargestellt. Ein visuelles Theater voller verspielter Ideen, das gemäß seinem europäischen Anspruch die Sprachbarrieren durchbrechen möchte und das gesprochene Wort als reines Stilmittel einsetzt. Der äußere Rahmen der Handlung ist zwar leicht nachzuvollziehen, doch einzelne Szenen und Darstellungen verlieren sich in Abstraktion – die Phantasie des Publikums ist dabei gefragt. Genauso wie in Aldous Huxleys Zukunftsroman *Schöne neue Welt* wird hier eine endgültig technisierte und kollektivierte High-Tech-Welt gezeigt, in der Liebe, Individualität und kulturelle Vielfalt auf der Strecke bleiben.

Isabelle Bene

In Kürze

Balkan Fever in Wien

Der Balkan wird in den westlichen Gesellschaften nicht erst seit den 1990er-Jahren mit Krieg und Armut assoziiert. Das mediale Bild von Zurückgebliebenheit und ethnischem Wahn überschattet das pulsierende künstlerische und kulturelle Leben in dieser Region seit jeher und reduziert es auf Folklore mit feuriger Musik und schnaps-fröhlichem Tanz. Ein prominent besetztes Musik-Festival



Esma Redžepova und Gruppe

in Wien – laut VerantwalterInnen das größte Balkan-Festival Mitteleuropas – will diesen sozial- und kulturromantischen Projektionen vom „wildem Südosten“ ein anderes, repräsentativeres Bild entgegen setzen.

Das 1. Internationale Balkan-Festival mit dem Titel „Balkan Fever“ präsentiert mit 22 Konzerten und Lesungen die führenden KünstlerInnen südosteuropäischer World-Music und des Balkan-Jazz. Neben renommierten Avantgarde-MusikerInnen sind auch Größen der Roma-Brassmusik noch bis Mitte Mai im Wiener Lokal *Tunnel Vienna Live* zu hören: u. a. Ivo Papisov, Enver Izmailov, Esma Redžepova und Kočani Orkestar. Für die Idee und Organisation zeichnet Tunnel-Leiter Amin Chlache verantwortlich; Autor und Musikjournalist Richard Schuberth ist künstlerischer Leiter des „Balkan Fever“.

bis 16. Mai 2004
Festival-Programm:
www.balkanfever.com

living room-soho

Mit dem Ziel, künstlerische, politische, wirtschaftliche und stadtplanerische Themen im Rahmen einer Plattform zu präsentieren, findet heuer eine Reflexionsphase des Projekts „Soho in Ottakring“ unter dem Titel „living room-soho“ statt. Das *Public Art Project* „living room“ wird in einem leer stehenden Geschäftslokal im Brunnenviertel (Wien 16.) eingerichtet und Schauplatz für 14 Diskussionsveranstaltungen zu den Themen Migration und Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichem kulturellen Hintergrund sein. Das Projekt ist, so Soho-Initiatorin Ula Schneider, als richtungweisende inhaltliche Vorbereitung auf das Festival „Soho in Ottakring 2005“ zu verstehen. „Künstlerische Eingriffe im urbanen Raum können neue Dynamiken schaffen und ein breites Publikum erreichen“, so Schneider.

22. Mai bis 5. Juni 2004
Detailprogramm:
www.sohoinottakring.at

red

Lückenhafte Geschichtsschreibung

Tina Leisch, Nestroypreisträgerin für die Inszenierung von Taboris „Mein Kampf“ am Originalschauplatz des Wiener Obdachlosenheims „Melde-mannstraße“, feierte zu Jahresende 2003 mit „Elf Seelen für einen Ochsen“ in Wien und in Kärnten ihren nächsten Theatererfolg.

Das Gerichtsdrama behandelt ein Stück österreichischer Geschichte, das bisher aus dem kollektiven Gedächtnis verdrängt wurde: Verfolgung und Widerstand der Kärntner SlowenInnen in der NS-Zeit. Das Stück beruht auf wahren Begebenheiten und stellt die Gerichtsverhandlung zum Fall „Persmanhof“ dar. Der Name bezeichnet den in Südkärnten, in der Nähe von Eisenkappel gelegene Bauernhof der kärntner-slowenischen Familie Sadovnik, die immer wieder PartisanInnen Unterschlupf gewährte – so auch am 25. April 1945, als Mitglieder eines NS-Polizeiregiments den Hof stürmten. Die rund 120 PartisanInnen zogen sich zurück, um nicht kurz vor Kriegsende noch sinnlos Menschenleben zu gefährden. Als sie am folgenden Tag zurückkamen, fanden sie die elf Leichen der Familie Sadovnik, darunter ein Säugling und eine Greisin. Vier Kinder wurden schwer verletzt. Einige Verdächtige wurden nach Kriegsende zwar in U-Haft genommen, aber nicht verurteilt, da das Gericht in Klagenfurt das Verfahren aufgrund angeblich mangelnder Beweise einstellte.

Tina Leisch gelang mit ihrem achtzehnköpfigen Ensemble, bestehend aus Profis und LaiendarstellerInnen, darunter auch Kinder und Jugendliche, ein spannendes und hervorragend gespieltes Gerichtsstück, das bis zum Schluss die Frage offen lässt: Wer ist der Täter? Zunächst verdächtigt man als ZuschauerIn natürlich eindeutig die Nazis, doch welcher von ihnen gab das Kommando? Schließlich stehen auch die PartisanInnen unter Verdacht, ihre Verbündeten umgebracht zu haben. Aussage steht gegen Aussage. Augenzeugen und Mitwissende treten nacheinander vor den Richter. So gekonnt glaubwürdig sich die Angeklagten und Zeugen auch geben, bestimmt ihr politischer Hintergrund den Wahrheitsgehalt



Anna kann die Täter nicht eindeutig identifizieren

Foto: Markus Seidl

Isabelle Bene

Weinviertel-Festival

Seit bereits 1. April läuft das Weinviertel-Festival 2004, das mit insgesamt 110 Kunst- und Kulturprojekten (davon 30 Schulprojekte) von Literatur und Musik über Tanz, Theater



Projekt „Radost – Freude“

Foto: Weinviertel-Festival 2004

und Performance bis hin zu Fotografie, Film und bildender Kunst aufwartet. Einen Schwerpunkt des Festivals bildet die Schnittstelle zwischen Kunst und Minderheiten bzw. Gesellschaftspolitik. So wurden vom 26. März bis 4. April Teile des „5. Europäischen und Internationalen Gehörlosentheaters“ von ARBOS im Festival-Rahmen präsentiert. Seit 3. April (bis 26. September) ist auch die Wanderausstellung „Bewegte(s) Leben“ zu sehen, das ausgewählte Lebensabschnitte von 14 Weinviertler Frauen dokumentiert.

In den nächsten Monaten werden noch weitere fünf Projekte starten. Unter dem Titel „Radost – Freude“ finden vom Juli bis Oktober ein zehntägiges Symposium

ihrer Aussagen. Nur den Kindern will man Glauben schenken, allen voran der zehnjährigen Anna, die das Massaker überlebte, aber die Täter nicht eindeutig identifizieren kann. In der zweiten Hälfte des Stücks kristallisiert sich schließlich der Regimentsführer als Hauptschuldiger heraus, der mit „Es war Krieg“ auf unschuldig plädiert.

Die Grundlage für Tina Leischs „Dokumentar-Theater“ waren Belege aus den Ermittlungsakten und Gesprächen mit Zeitzeugen, wie etwa mit der heute 68-Jährigen Anna. Zahlreiche Anhaltspunkte fand sie auch im Partisanenmuseum, das heute im Persmanhof untergebracht ist. „Erst heute werden diese Unterlagen von der Wissenschaft ausgewertet“, so Leisch, die mit diesem Teil österreichischer Vergangenheit eine wichtige Lücke in der bisherigen Geschichtsschreibung schließen will.

und zwei Ausstellungen von behinderten KünstlerInnen aus Österreich und Tschechien statt. Das Jugendprojekt „crossing all over – quer über alle grenzen“ zielt auf interkulturellen Austausch im Rahmen eines „Workcamps“ im August. Unter dem Titel „... fremd bin ich eingezogen – Kolomans letzte Reise – Versuch einer Annäherung“ werden im September und Oktober eine Ausstellung und eine Performance-Reihe gezeigt, die sich dem Thema „Fremdheit“ widmen. Der Aufführung der Wirtshausoper „Heimatlos“ folgen weitere Veranstaltungen zum Thema „Heimat“ im Juni. Und im September und Oktober ist die Fotoausstellung „Roma in der Slowakei“ im Barockschloss Mistelbach zu besichtigen.

Programm-Information:
www.weinviertelfestival.at

red

Von Versagern, richtigen Männern und schwarzhaarigen Frauen

Eine Kritik zum Film „YU“ von Franz Novotny

Drei alte Freunde (ein Barkeeper, ein erfolgloser Schriftsteller und ein angeblicher Diplomat), die sich zufällig treffen, schließen eine Wette ab, in drei Stunden mit dem Diplomaten-Porsche von Tirol nach Triest zu fahren. Am Rückweg und verkostet begegnen sie bei der Tankstelle einem Mädchen, mit dem sie alle schlafen wollen. Sie überredet aber die Männer, sie nach Krk zu fahren. Es stellt sich heraus, dass sie genug von Wien hat, wo sie nur als Pornodarstellerin etwas verdienen konnte. Sie geht dorthin zurück, wo ihr Mann mit im Kopf herumirrenden Bombensplintern Jugo-Lieder singt und Rakija trinkt. Dorthin, wo die serbische Gemeinde für diesen Mann falsche Hochzeiten inszeniert, nur um ihm das langsame Abgleiten in den Tod verträglicher zu machen. Und dorthin, wo auf der anderen, kroatischen Seite Ivan steht, der gemeinsam mit den beiden (später zum Ehepaar Gewordenen) studiert hatte und durch den Krieg „böse geworden ist“.

Die Serben, auf die die Gruppe trifft, leben in patriarchalen Gemeinschaften und verteidigen ihre Dörfer. Sie trinken Rakija, die Frauen haben alle lange schwarze Harre



Drei Männer beim Versagen

und sehnen sich nach Liebe. Die Kroaten tragen Motorhead-T-Shirts, schauen wie amerikanische Soldaten aus und spielen mit den drei Loosern aus Österreich und mit den Serben Katz und Maus. Drinnen sind noch Selbstbekenntnisse, Beichten, unerfüllte Lieben, Fragen über die Touristen, die zu „uns kommen werden“, Grasrauchen, einen Freund erschießen müssen, geheime Tagebuchnotizen lesen und natürlich der Böse, der das im Blumenfeld laufende, durch eine Vergewaltigung irre gewordene Mädchen erschießt.

Nimmt man insgesamt die Filme, die sich mit Krieg, mit Verfolgung usw. befassen, findet sich alles, was auch in diesem Film von Franz Novotny zu sehen ist. Natürlich gibt es auch schlechteren Trash, der übrigens vom selben Produzenten aus Belgrad, Ljubiša Samardžić (im Film der Anführer der serbischen Gemeinde), produziert wird. In Wien konnten wir im Frühling 2003 im Rahmen der Woche des Serbischen Films zwei Filme von einem jungen Regisseur namens Zečević besichtigen, die nicht einmal irgend etwas von einer Handlung aufweisen konnten und vor allem mit Rassismus und Sexismus glänzten.

Das, was Franz Novotny in seinem Film zeigt, zeugt jedenfalls von der Bemühung, solche Banalitäten zu durchbrechen, aber es ist gleichsam ein Film von jemandem, der wirklich keine Ahnung davon hat, was seine Bilder reproduzieren. Die Sprache ist Deutsch, die Perspektive aber, die der Film gern einnehmen möchte, jene von Filmen wie „Die schönen Dörfer brennen schön“ von

Srdjan Dragojević. Dazwischen liegen leider Welten, und ich habe nicht die Absicht, hier weitere Vergleiche zu ziehen.

Nun zu etwas anderem, zu den im ganzen Film präsenten Ebenen des „Wir“ und des „Anderen“. Während das Wir, die drei österreichischen Männer, sich in den Komplexitäten ihres Versagens und westlicher Dekadenz („männliche Verletzbarkeit“ und „männliches Versagen“) verstricken, scheinen die Anderen auf die drei zu blicken und eine einfache und klare Vorstellung davon zu haben, was sie so wollen. Die Serben sind diejenigen, die ihre Familien und Dörfer schützen. Die Kroaten beschäftigen sich mit Raub und Schmuggel. Dazwischen sind nur die vergewaltigten, leidenden Frauen. Das scheint Franz Novotnys Vorstellung vom Balkan zu sein: Patriarchat und Raubtum. Das Wir in diesem Film sind die drei Versager, die einen Porsche fahren und Geld haben und in einem Krieg der Anderen zufällig involviert sind. Die Anderen sind die richtigen Männer, egal ob Soldaten oder gute Patriarchen. Das Wir weiß nicht, was die Anderen sind, und die Anderen wollen dem Wir entweder schaden (indem sie gern ihren Porsche hätten) oder helfen (indem sie sie nicht erschießen). Eine Mauer, die vermeintliche Welten trennt, wird mit diesem Film noch höher gemauert. Und Klischeevorstellungen werden reproduziert. Bei uns laufen die Wetten, und man hört Techno; bei denen sieht man nur bedrohliche Soldatenschatten, die ums Feuer kreisen. Und die Musik dazu, Sie ahnen schon, natürlich afrikanische Kriegstrommeln!

Es ließe sich noch einiges über diesen Film schreiben, ich habe aber keine Lust mehr. Abschließend noch ein Dialog zwischen zwei der HauptprotagonistInnen, dem ehrlichen Barkeeper und der serbischen Autostopperin Ana. Er: „Was bleibt jetzt?“ Sie: „Du! Ein Fremder mit einem unbekanntem Schwanz.“

Ljubomir Bratić

2.000 und der dritte 1.500; außerdem sind ein Lyrikpreis (€ 1.500) sowie Preise für Texte Jugendlicher, für Schulklassen-Projekte und Texte muttersprachlich österreichischer AutorInnen (je € 1.000) ausgeschrieben. Die Preise werden im Herbst 2004 verliehen und die preisgekrönten Texte in einer Anthologie veröffentlicht werden.

Einsendungen an:
verein exile, Kennwort „Literaturpreis“,
Stiftgasse 8, A-1070 Wien
Einsendeschluss: 31. Mai 2004

red

Schreiben zwischen den Kulturen 2004

Auch heuer wurde vom *verein exile* der „Literaturpreis zur Förderung der Literatur von MigrantenInnen und von Angehörigen ethnischer Minderheiten in Österreich“ ausgeschrieben. Teilnahmeberechtigt am Wettbewerb „Schreiben zwischen Kulturen“ sind Personen, die seit mindestens einem Jahr in Österreich leben. Die Arbeiten (aus allen Dichtungsgattungen) müssen bis zum Zeitpunkt der Einreichung unveröffentlicht sein und in vier-

facher Ausfertigung in deutscher Sprache eingereicht werden. Sie sollen den Umfang von 20 A4-Seiten nicht überschreiten und sich im weitesten Sinne mit den Themen Integration, Assimilation, Identität oder „Leben zwischen den (Sub-)Kulturen“ auseinandersetzen. Eine Kurzbiografie der/des Autors/In mit der Liste der Veröffentlichungen, Adresse und Telefonnummer sind beizulegen. Der erste Preis beträgt 3.000 Euro; der zweite

Zur Entsperrung „unreiner Orte“

Paul Mecheril: *Politik der Unreinheit. Ein Essay über die Hybridität*
Passagen Verlag: Wien 2003
128 Seiten, € 14,-

Entgegen der engen Auffassung von Politik als Parteigeschehen geht Paul Mecheril in seinem sehr lesenswerten Buch von Politik als Handlungen im Sinne der Regelung öffentlicher Angelegenheiten an Orten aus, an denen sich Menschen begegnen. Seine spannende Theorie legt dar, dass die Vorstellungen einer guten Ordnung, in der stets die Auseinandersetzung über Identität und Differenz relevant ist, mit Unreinheit durch das Da-Sein von Menschen konfrontiert werden, die sich eindeutigen Zuordnungen entziehen: den hybriden Anderen.

Mit dem selbst geprägten Begriff „natio-ethno-kulturelle Hybridität“ beschreibt Mecheril jene (radikal) Anderen, die sich den Reinheits- und Vollkommenheitsgeboten entziehen. Und mehr noch: Eindrucksvoll zeigt er, inwiefern diese durch ihre sozialen und personalen Phänomene der Mehrdeutigkeit sowohl das Prinzip der Eindeutigkeit als auch das der Opposition radikal infrage stellen. Die hybriden Anderen sind Paul Mecheril zufolge Mehrfachzugehörige, entsprechen dem Prinzip der Unentscheidbarkeit, sind monströs und angstgenerierend in dem Sinn, in dem sie eine Grundstruktur

der Vermischung auszeichnet. Sie bergen ein zerstörerisches Potenzial gegen Unterscheidungsschemata und dichotome Polarisierungen, sind „schwarz und weiß“, sind „machtvoll und unterdrückt“, evozieren Abschreckung und Faszination zugleich und verunsichern nicht nur metaphorisch die Bestimmung der eindeutigen Identität und Identitätspolitik.

Wenn Mecheril die natio-ethno-kulturelle Hybridität als Lebens- und Seinsweise affirmativ als Normalfall darstellt, so verhehlt er nicht, dass diese Normalität keineswegs unreflektiert zu bejubeln sei. Die Mechanismen sind bekannt: im Zuge der Festlegung des „reinen und geordneten“ Wir und der Ausgrenzung anderer als Nicht-Wir, werden diese oftmals unter Berufung auf höhere Mächte als „anrühige, unreine“ Andere stigmatisiert. Dem tritt Mecheril entschieden entgegen. Dabei ist es ihm nicht um „den fürsorglichen Umgang mit den (unrein) Anderen“ und nicht um eine „freundliche Sonderpädagogik“ zu tun, sondern um dominante Selbstverständnisse und Weltverhältnisse gerade auf der Ebene natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit. Spannend diskutiert Paul Mecheril das Thema Anerkennung. Ihre Dilemmata – etwa im Hinblick darauf, dass minoritäre Gruppenzugehörigkeiten durch Politiken der Anerkennung verfestigt oder durch andere reproduziert werden – bespricht der Autor dabei ebenso vertiefend, wie die Tat-

sache, dass es keine überzeugende Alternative zum Projekt der Anerkennung gibt. So spricht er sich letztlich für die „affirmative und transformative Anerkennung“ im Zeichen der Politik der Unreinheit aus. Eine ihrer ersten Schritte bestehen ihm zufolge in der Reflexion vorhandener Strukturen und Orte und im Nachdenken über „Regel-Ressourcen-Komplexe“, um letztlich zu ermöglichen, dass „hybride Andere sich in einer ihr Selbstverständnis nicht einklammernden, sondern entfaltenden Weise öffentlich einbringen können“. In diesem Sinne plädiert Mecheril schließlich für die Schaffung von Räumen und kommunikativen Foren, in denen sich jenes Projekt der Anerkennung verwirklichen kann. Hierbei stellt er die Fragen, wie darin die Sichtbarkeit und Hörbarkeit aller Menschen möglich sei, wie ein Sprechen möglich sei, das an Verständigung und Teilhabe orientiert ist, und ferner, wie ein Sprechen möglich sei, das natio-ethno-kulturelle Identitäts- und Differenzschemata verflüssigt. Die „Entsperrung von Räumen“, wie es Mecheril benennt, ist für alle öffentlichen Zusammenhänge relevant, in denen Differenz und Identität bedeutsam sind. Bei den entsperrten Räumen geht es um „unreine Orte“, in denen die Einzelnen über Disponiertheiten sprechen, sich hybride Andere „in ihrer Gebundenheit frei darstellen“ können. Und das sind gemäß der höchst empfehlenswerten Publikation von Paul Mecheril keineswegs nur utopische Orte.

Gudrun Perko

Poetischer Ruf

Ishraga Mustafa Hamid: *Trotzdem singe ich. Gedichte*
Milena Verlag: Wien 2003
75 Seiten, € 14,90

Mit *Trotzdem singe ich* sind Gedichte der 1965 im Sudan geborenen Wiener Politologin Ishraga Hamid erstmals in deutscher Sprache als Buch erschienen. Die höchst lyrischen und zugleich politischen Gedichte bringen „Rosen für Omofuma“, verlangen „Eine Erde für uns alle“, sprechen von Abschied und Umkehr, die das Leben im Exil der Menschenseele abverlangen, richten sich an „Meine Schwarzen Schwestern“ ebenso wie an den „Rosenverkäufer“ aus Ägypten.

In elegischen Liedern bringt Hamid „das bittere Gesicht des Exils“ zur Sprache: die schal werdende Liebe des Geliebten, das

Frausein und die damit verbundene Sorge um die Tochter, das Altern und jene Veränderungen, die langes Leben im Norden der Seele aufzwingt. Ein besonderer Edelstein afrikanischer politischer Gegenwartsdichtung ist das Langgedicht „6. April“, das dem kurzen Lichtblick einer Revolution im Sudan des Jahres 1985 gewidmet ist. Ishraga Hamids Dichtung ist ein unter die Haut gehender poetischer Ruf. Ein Ruf an die Schwarzen. Und ein Angebot an die Weißen: Gemeinsam eine Heimat zu schaffen, die diese Erde zu einem Ort menschenwürdigen Lebens für alle macht, „Eine Welt ohne Grenzen“. Es sind Lieder eines an Unrecht nie zerbrechenden – oder bleibenden – Verstandes und einer Seele, die – trotzdem – singt.

Helga Pankratz



Patriotisch-politiksüchtiger Protest?

Stephan Grigat (Hg.): Transformation des Postnazismus. Der deutsch-österreichische Weg zum demokratischen Faschismus

ça ira-Verlag: Freiburg 2003
180 Seiten, € 14,-

Die Amtsübernahme der schwarzblauen Regierung und der Charakter der Protestbewegung gegen ebendiese im Jahre 2000 waren für einige Wiener Linke Anlass, im April 2001 einen Kongreß mit dem Titel „Vom Postfaschismus zum demokratischen Faschismus“ zu organisieren. Dass es bis Ende 2003 gedauert hat, die Beiträge dieses Kongresses in einem Sammelband herauszugeben, lag nicht nur an den langen Vorlauf- und Produktionszeiten, die linke Non-profit-Verlage heute wegen geringerer Verlagsförderungen haben. Es

lag auch am 11. September 2001 und der „anschließenden kollektiven Regression der Linken“ (S. 16), die für einige der AutorInnen einen Anlass bildete, ihre Beiträge zu überarbeiten und zu aktualisieren.

Der Band versammelt neben einem der letzten Texte Johannes Agnolis, der im Mai 2003 in Italien verstorben ist, Beiträge von AutorInnen aus Deutschland und Österreich, die sich mit dem „postfaschistischen Sozialpakt“ (Ulrich Enderwitz), der „negativen Aufhebung des Kapitals“ (Clemens Nachtmann), der „mobilisierten Gesellschaft und dem autoritären Staat“ (Uli Krug) sowie der spezifischen Situation in Österreich beschäftigen. Insofern zerfällt der Sammelband in zwei – zwar in ihren theoretischen Ansätzen ähnliche, aber thematisch sehr unterschiedliche – Teile. Für die Beschäftigung mit der postnati-

onalsozialistischen Realität in Österreich sind insbesondere die Artikel von Stephan Grigat, Florian Markl, Heribert Schiedel und Simone Dinah Hartmann im zweiten Teil des Buches von Bedeutung. Die AutorInnen bleiben dabei nicht, wie viele andere Texte zur schwarzblauen Regierung, bei einer bloßen Kritik von FPÖ und ÖVP stehen, sondern analysieren die Spuren völkischer Kontinuitäten auch in der Opposition gegen diese Regierung. Sie gehen davon aus, dass der postfaschistische Charakter der österreichischen Gesellschaft keineswegs auf die direkten Nachfolgeparteien der beiden österreichischen Faschismen beschränkt ist, sondern durchaus als gesamtgesellschaftliches Phänomen zu verstehen ist. Dies zeigt sich für die AutorInnen etwa am „patriotisch-politiksüchtigen Protest gegen die demokratische Barbarei“ (S. 153), der sich in einem Wettbewerb um den besseren österreichischen Patriotismus gezeigt habe, wie er etwa im Motto „Wir sind Österreich“ ihren Ausdruck fand.

Thomas Schmidinger

„Der Tag nur einen Tag alt“

Cejja Stojka: Meine Wahl zu schreiben – ich kann es nicht. Gedichte, Bilder

EYE Verlag: Landeck 2003
75 Seiten, € 19,-

Vor etlichen Jahren sah ich im Fernsehen den Film „Cejja Stojka“ von Karin Berger. Selten zuvor hat mich eine Dokumentation so beeindruckt. Als ich letztes Jahr Cejjas Buch *Meine Wahl zu schreiben – ich kann es nicht* in die Hand bekam, kehrte diese beeindruckende Frau in Worten und Bildern zurück. So präsent und raumfüllend wie damals im Film, in ihrer Wohnung in Wien, und draußen im Wind die Gegenwart ihres toten Sohnes fühlend und singend vor der weiten Landschaft ihrer Kindheit in Österreichs Süden, da fuhren die Roma mit dem Wagen über ein Land, das ihnen niemals gehörte, und doch war's auch ihres.

Ich las das Buch in einem Atemzug, und am Ende musste ich spontan ein Gedicht für sie schreiben, auch wenn ich sie noch nicht persönlich kannte. In diesen, ihren Texten, in den Fotos und Dokumenten, offenbart sich eine Frau, unermesslich

reich an Lebenserfahrung, strahlend vor Herzenswärme, intuitiv und mutig, klug und frei wie die schöne Wolfsfrau von Clarissa Pinkola Estés. Und ihre Sprache! Die oft ganz leisen Töne: „Wenn die Gräser / tanzen im Wind / ziehen sie ihre / schönsten Farben an / Silbergrün mit Hellgelb / bis zum Grün (...)“. Diese scheinbare Leichtigkeit geht über in die unermessliche Klage, den tiefen Trauergesang über das Lebenstrauma der Kindheit in Auschwitz, Ravensbrück und Bergen-Belsen: „Der Tod Ist Die Erlösung / So Schön Wie Die Geburt / Doch sollen die Massengräber / drohend sich erheben / Ein Riesenvogel / und zu denen schweben / die an ihrem Tode Schuld sind (...)“.

Ihre Wahl zu schreiben – sie kann es nicht? Die keine Bücher liest, die die Orthografie nicht beherrscht? Ihre Wahl zu schreiben ist – sie kann nicht verhindern, dass Solches aus ihr herauskommt, von ganz tief drinnen: „Die Zeit / sie geht auf / eigenen Füßen / Die Zeit ist alt / Der Tag nur einen Tag alt (...)“. Und würde sie auch sagen, dass sie nicht malen kann? Würde sie das wagen angesichts der bilderübersäten Wände, des Malplatzes beim Fenster, der Fülle von Blumen und Far-

ben aus ihrer Hand, des Schauderns in ihren dunklen Angstbildern, ihres alpträumhaften Spiegels der Erinnerungen?

Und dann, letztes Jahr, an einem kalten Wintertag in Wien, durfte ich sie kennenlernen, in ihrer Wohnung, in diesem Raum, der mir aus Karin Bergers Film so hell und sommerhaft durchflutet mit Cejja im Mittelpunkt in Erinnerung war. Nun, an diesem Dezemberabend, hatte sich das Zimmer in eine Höhle voller geheimnisvoller Schatten verwandelt, und Cejjas Wärme strahlte über allem. Und sie sagte zu mir: „Ich putze, ich bürste, ich koche, ich wasche, ich lache, ich weine, ich schreibe.“ Setzt man diese scheinbar einfachen Sätze untereinander, hat man wieder ein Gedicht von ihr. Sie schreibt sogar dann, wenn sie spricht. Das ist das nicht zu enthüllende Geheimnis. Es verbirgt sich in Cejjas unscheinbaren Notizblöcken, ein Fundus, den Gerald Kurdoğlu Nitsche uns Lesern zugänglich gemacht hat. Es ist dies der zehnte bibliophile Band, den er in seinem EYE Verlag, in der Reihe „Am Herzen Europas – Lyrik der Wenigerheiten“, hervorgebracht hat. Und jedes dieser Bücher ist nicht nur ein Kunstwerk für sich, sondern das vielleicht letzte, aber allemal schönste Aufbäumen jener Sprachen, die zu verstummen drohen oder bereits vergessen sind.

Marie Luise Habicher

Ist Philosophie ein abendländisches Erzeugnis?

Franz Martin Wimmer: Interkulturelle Philosophie

WUV Facultas/UTB: Wien 2004
263 Seiten, € 21, 50

Seit etwa zwei Jahrzehnten wird das Adjektiv „interkulturell“ zunehmend zum integralen Bestandteil unterschiedlicher Wissensgebiete und deren Lehrpläne: ob Germanistik, Pädagogik oder Betriebswirtschaft. Auch im Bereich der Philosophie sind Veröffentlichungen, Konferenzen und Lehrveranstaltungen, die „interkulturell“ im Titel führen, mittlerweile keine Seltenheit. Einer der Pioniere und bedeutendsten Protagonisten dieser philosophischen Ausrichtung ist der an der Universität Wien lehrende Franz Martin Wimmer. In den letzten 15 Jahren publizierte Wimmer ein beachtliches Opus über interkulturelle Philosophie, das von Büchern und Vorlesungsskripten bis hin zu wissenschaftlichen Aufsätzen und Essays eine breite Palette von Textsorten umfasst. Der wohl auch hier aufkommenden Frage, was denn interkulturelle Philosophie überhaupt sei, ist auch seine jüngste Publikation gewidmet.

Wimmer nimmt das didaktisch orientierte UTB-Format als Anlass für eine Bestandsaufnahme. Der Band bietet neben Begriffsdefinitionen und philosophischem Grundlagenwissen auch verschiedene Theoriebeiträge, Fragestellungen und Lösungsansätze einschlägiger AutorInnen sowie die Quintessenz der eigenen konzeptuellen und begrifflichen Beiträge Wimmers zum interkulturellen Philosophieren.

Eingangs macht der Autor ein – bereits philosophisches – Problem fest: das „Dilemma der Kulturalität der Philosophie“. Als Projekt strebt Philosophie nach Allgemeingültigkeit, schreibt Wimmer, und zugleich ist sie immer in einen kulturellen Kontext eingebettet: nicht nur aufgrund ihrer Ausdrucksmittel, sondern auch bezüglich ihrer Fragestellungen und ihrer Überprüfbarkeit. In der Geschichte und Gegenwart der Philosophie wurde und wird dieses Dilemma mit Hilfe unterschiedlicher Prämissen ausgeblendet oder umgangen. Manche (eigentlich die meisten) erblicken in der Philosophie eine rein griechisch-okzidentale Wissenstradition, weshalb sich die Frage nach dem kulturellen

Kontext gar nicht erst stellen lässt. Auch wenn man demgemäß hochkulturelle Erzeugnisse oder Denkschulen nicht-okzidentaler Traditionen (wie etwa die Veden, den Konfuzianismus, den Daoismus) würdigte, spricht man ihnen die Qualifikation ab, Philosophien zu sein. Andere PhilosophInnen wiederum behaupten nicht nur, Philosophieren sei bloß im Kontext einer Kultur möglich, sondern auch: philosophische Ergebnisse könnten nur in diesem Kontext verstanden und beurteilt werden. Diese „Ethnophilosophie“ stellt somit ihrerseits den philosophischen Anspruch auf Allgemeingültigkeit in Frage.

Wimmer setzt den eigenen Bereich und die spezifischen Aufgaben der interkulturellen Philosophie jenseits dieser Polarisierung an. Dabei geht er von einer Diagnose der Situation aus, in der wir uns befinden: Eine Globalkultur ist im Entstehen begriffen. „Die künftige Weltkultur organisiert sich weltanschaulich auf eine Weise, die aus keiner der bisherigen Traditionen vorrangig bestimmt ist, sondern stellt etwas Neues dar“ (47). Daran schließt er die Frage an, was die Philosophie in dieser Situation tun könne und solle. Seine Antwort liest sich wie eine Programmatik der interkulturellen Philosophie an: „Die Relevanz kultureller Traditionen für Gegenwart und Zukunft ist zu klären“ (49). Doch kann die akzeptierende Feststellung kulturell bedingter, differenter Denktraditionen noch nicht ausreichen, ein interkulturelles Projekt zu beginnen: Damit hätten wir, so Wimmer, *multikulturelle* Philosophie, aber noch keine *interkulturelle*. Zwei wesentliche Programmpunkte für interkulturelles Philosophieren zählt der Autor auf: eine neue Sicht auf die Philosophiegeschichte zu entwickeln und in jeder Sachfrage eine Auseinandersetzung zwischen unterschiedlichen Traditionen zu ermöglichen. Wimmer nennt sein Modell für eine solche Auseinandersetzung *Polylog*: ein Gespräch zwischen möglichst vielen unterschiedlichen Traditionen mit dem Ziel, gemeinsame Resultate in philosophischen Sachfragen zu erzielen. Interkulturelles Philosophieren hieße demnach auch: philosophische *Polyloge* zu führen.

Die Beschreibung wichtiger Ansätze und Modelle aus der jungen Geschichte der interkulturellen Philosophie bildet das zweite Kapitel des Buches. In den weiteren drei Kapiteln unterzieht der Autor die Philosophiegeschichte, die Hermeneutik

und die ethischen Normen (am Beispiel der Menschenrechte) einer interkulturellen Überprüfung; er verweist kritisch auf etablierte, zentristische Sichtweisen und Lehrmeinungen, entwickelt Gegenthesen und veranschaulicht seine philosophischen Reflexionen an reichlichen Text- und Erzähl-Beispielen aus verschiedenen Denktraditionen. Dabei formuliert er Aufgaben: „Interkulturelle Philosophie soll Stereotype der Selbst- und Fremdwahrnehmung kritisieren“ (134) oder Regeln: „Halte keine philosophische These für gut begründet, an deren Zustandekommen nur Menschen einer einzigen kulturellen Tradition beteiligt waren“ (51). Das letzte Kapitel ist den unterschiedlichen Ursprüngen der Philosophie in China, Indien und im Islam gewidmet, und spätestens in diesem Teil des Buches wird der/dem LeserIn klar, dass es sich hier um einen Autor handelt, der nicht nur auf das Studium nicht-abendländischer Denktraditionen pocht, sondern auch selbst mit einem außergewöhnlichen Wissen über sie ausgestattet ist.

Dem Autor gelingt es in *Interkulturelle Philosophie* zugleich, die Perspektive eines versierten Vermittlers und „Übersetzers“ anderer AutorInnen sowie Denktraditionen einzunehmen und die eigenen jahrelangen Reflexionen systematisch zusammenzufassen. Neben der leicht verständlichen Wiedergabe dieses originären Beitrags von Franz Martin Wimmer zur Gegenwartsphilosophie ist dem Band ein weiteres Verdienst hoch anzurechnen: Selten war ein philosophisches Buch dermaßen allgemein verständlich und dennoch fachlich auf so hohem Niveau, dermaßen detailreich und inhaltlich so innovativ.

Hakan Gürses

Franz Martin
Wimmer
Interkulturelle
Philosophie

WUV UTB

Linksliberale Agitprop

Vedran Dzihic: Intellektuelle in der jugoslawischen Krise. Rolle und Wirken der postjugoslawischen unabhängigen Intellektuellen in Wien

Peter Lang Verlag: Frankfurt/M. 2003
213 Seiten, € 39,-

Zu den gerade entstehenden heroischen Legenden der postjugoslawischen Protektorate und neoliberalen Vasallenstaaten gehört auch die Geschichte von den Intellektuellen „im Exil“. Die Mär vom Widerstand einzelner geistiger Größen gegen den barbarischen Nationalismus liefert den Stoff, der die Herzen aller LiebhaberInnen von Toleranz und Multi-Kulti wärmt. Vedran Dzihic hat – in seiner Studie mit der Doppelthematik über Intellektuelle im Krieg und die Rolle der postjugoslawischen „unabhängigen“ Intellektuellen in Wien – die Gelegenheit genutzt, diesen Mustern einen weiteren Lebensimpuls zu verleihen. Dabei stimmt weder „postjugoslawisch“ noch „unabhängig“. Diese Menschen waren sowohl während der Existenz Jugoslawiens als auch nachher aktiv, und das Adjektiv „unabhängig“ kann nur auf eine kleine Anzahl von ihnen zutreffen: auf diejenigen, die auch heute unter prekären Bedingungen ihre Existenz aufbauen. Die meisten Anderen haben das geschrieben und getan, was die Wiener Öffentlichkeit von ihnen erwartet hat. Vor allem haben sie es sehr gut verstanden, sich als Opfer eines „unmenschlichen Regimes“ darzustellen. Womit sie unter anderem auch jede beliebige politische Aktion des österreichischen Staates auf dem Balkan, aber auch gegenüber den MigrantInnen aus der Balkanregion gerechtfertigt haben. Somit können wir auch behaupten, dass es sich bei einzelnen dieser Menschen um die letzten NutznießerInnen der österreichischen Asylpolitik handelte. Diese war ständig

offenlegung

gemäß §25 mediengesetz

STIMME von und für Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung, gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Kommentare, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisches Leben (Medieninhaber) und Herausgeber der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen vom Medieninhaber und vom Herausgeber sind im Impressum angeführt.

darauf bedacht, die „Humanität“ mit der eigenen geopolitischen Orientierung in Einklang zu bringen.

Gute, humanistische Dissidenten

Was unter der Flagge „sozialwissenschaftlich dokumentarisches Sachbuch“ daher kommt, erweist sich bei näherem Hinsehen als Parteinahme für die Sache. Dass dabei gewisse Regeln des Umgangs mit seinem Stoff den Regeln der Mainstreampresse ähneln, mag für eine Diplomarbeit auf einer österreichischen Universität genügen. Warum es aber als Buch erscheint, bleibt mir ein nicht zu lösendes Rätsel.

So kennt Dzihic überhaupt keine Distanz zur Partei der „Guten“, hier vertreten vor allem durch zwei nette, aber für die wirklich wirksame Diskussion schon lange nicht mehr relevante Jugo-Sozialdemokraten. Die „Guten“ kommen am Anfang und am Ende seines Buches vor. Die Hinwendung des Autors verrät sein unbedingtes Einverständnis mit der Position dieser „Humanisten“, und das Buch dient nur dazu, unkritisch und prosaisch ein und dieselbe Meinung möglichst vielstimmig zu verbreiten. Dass dabei die grundlegende gesellschaftliche Rolle dieser „Dissidenten“ kaum reflektiert wird, ist, trotz der gelegentlichen Hinweise auf Gramsci, Foucault und vor allem Edward Said, kaum verwunderlich.

Der Hinweis von Dubravka Ugrešić auf die „Intellektuellen als gefragte Ware“ und auch auf die Produktion von Exil als eine Lebensform bleiben genauso undiskutiert wie auch eine Reihe von politischen Naivitäten wie etwa die Behauptung, dass die Ära Kreisky und Vranitzky das Land so demokratisiert hätten und erst dadurch eine gute Aufnahme der Jugo-Intellektuellen in den 1990ern möglich geworden sei. Nur am Rande sei hier daran erinnert, dass die zwei erwähnten Politiker die zwei gesetzlichen Grundsteine des Rassismus im

österreichischen Staat gelegt haben: Kreisky trägt die Verantwortung für das Ausländerbeschäftigungsgesetz aus dem Jahr 1976 und Vranitzky für das Aufenthaltsgesetz aus dem Jahr 1993.

Der Autor unternimmt nicht einmal den Versuch einer fairen Darstellung der jugoslawischen Intellektuellen unter den von ihm so genannten „Gastarbeitern“. Diese waren seiner Meinung nach kaum in der Lage, eine „nennenswerte intellektuelle Leistung zu erbringen“. Somit ist klar, dass für ihn als Intellektueller z. B. Milo Dor gilt und nicht der jahrzehntelange Fotograf der Organisationen von MigrantInnen aus Jugoslawien in Österreich, Jovan Ritopecki, und auch nicht die diversen Herausgeber der – mangels finanzieller Unterstützung – immer wieder neu gestarteten Zeitungsprojekte. Auch der Kultur- und Politiktheoretiker Boris Buden, der auch in Wien (unter schwierigen Bedingungen) schreibt, findet seine Erwähnung nur am Rande: Dieser will eben mit dem Toleranzdiskurs nichts zu tun haben. Zu *intellektuell* wird nur das erklärt, was der österreichische Mainstream als intellektuell wahrnimmt.

Die Frage kann sich noch komplexer stellen. Ein Intellektueller im Ausland, der eine Stellungnahme zur Lage in seinem Herkunftsland abgibt und gleichzeitig zur Lage der MigrantInnen (unter anderem auch aus seinem Herkunftsland) schweigt, betreibt eine „Verwirklichung aus der Distanz“. Er braucht, wie Ian Burma schreibt, die Konsequenzen seiner Intervention nicht zu tragen. Und weiter: „Indem er sich (...) mit den Formen des kollektiven Leidens identifiziert, gelingt es dem einsamen Intellektuellen nicht nur, seiner Isolierung zu entkommen, sondern auch selber zum Symbol jenes Leidens zu werden und somit viele der Vergünstigungen und Privilegien zu erlangen, die damit einhergehen.“ Das sind die Themen, die Dubravka Ugrešić in ihren Zitaten initiiert und die leider in diesem Buch keine weitere Beachtung finden.

Ljubomir Bratić

Jesus im Heiligen Land (Tirol)

„Beachten Sie bitte das Verbot des Betretens des Sees, des Badens und des Fischens!“ Dieser Text begrüßte mich hart, aber herzlich von einer Tafel am Rande des Lanser Seerosenweihers, den ich zum Ziel eines beschaulichen Sommerspaziergangs in der Umgebung Innsbrucks gewählt hatte. Ich hielt verwundert inne. Wer sollte um Himmels willen auf die Idee kommen, den See zu betreten?

Ich hatte den Gedanken noch nicht beendet, da teilte sich am gegenüber liegenden Ufer des kleinen Gewässers das Schilf, und heraus trat eine menschliche Gestalt in weißem Gewande, setzte Fuß um Fuß auf die Oberfläche des Wassers und bewegte sich gelassen zur Mitte des Teiches. Mensch, das ist doch Jesus!, fuhr es mir durch den Kopf.

Schnell versteckte ich mich hinter einem Strauch und harpte der Dinge.

Ein Wald- und Wiesenhüter kam des Weges und erblickte den Mann auf dem Wasser. „Hallo Sie,“ rief er, „kommen Sie sofort her!“ Jesus blickte auf, lächelte und trat ans Ufer. Der Waldhüter zückte seinen Ausweis. Nach einem kurzen Wortwechsel gingen die beiden Männer in Richtung Lans davon und entschwanden meinem Blick.

Was jetzt folgte, konnte ich nicht mehr aus erster Hand beobachten, vielmehr erfuhr ich es stückweise aus den Medien.

Am Gendarmerieposten des Dorfes Lans erkannte man, dass es sich bei dem Wasserwanderer zweifelsfrei um einen Ausländer handelte. Da man sich dafür nicht als zuständig ansah, überstellte man ihn nach Innsbruck in die Polizeidirektion, wo er einvernommen wurde. Auf die Frage nach seiner Herkunft gab er die ausweichende Antwort, dass sein Reich nicht von dieser Welt sei. Etwas mehr Licht in die Sache brachte die Aussage, dass er von seinem Vater im *Himmel* gesandt sei. Der Polizeidirektor zog daraus den Schluss, dass der Fall nur von der höchsten Stelle, also vom Innenministerium, entschieden werden könne, und schickte Jesus nach Wien.

Dort grübelten die zuständigen Beamten über der Frage, ob der Himmel ein sicheres Drittland sei, in das Jesus zurück gesandt werden könnte. Sie konnten sich nicht einigen und legten das Problem dem Minister vor. Dieser hielt Rückfrage beim Bundeskanzler, und der hatte eine Idee. „In Rom wird man es wissen. Wir schicken jemand hin, der Beziehungen hat.“ Ein bekannter Parlamentarier, selbst Abgeordneter des Heiligen Landes (Tirol), wurde nach Rom gesandt und traf mit dem Außenminister des Heiligen Stuhls, einem französischen Erzbischof, zusammen. Der erteilte die beruhigende Auskunft, auch schriftlich,

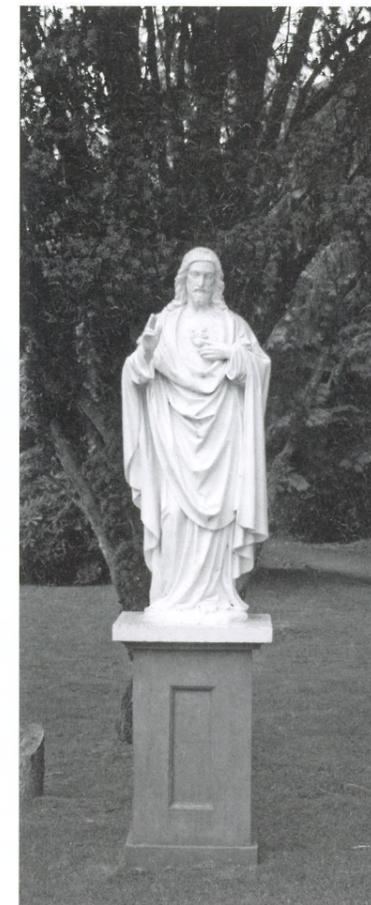


Foto: Salomon Remate

dass ein Mann wie Jesus selbstverständlich jederzeit Aufnahme im Himmel finden würde und dass ihm dort keinerlei Bestrafung wegen seiner Abwesenheit drohe, dass er vielmehr wie ein verlorener Sohn willkommen geheißen werde.

Jetzt blieb nur noch das Problem der Abschiebung. Der findige Kanzler hatte wiederum eine Idee. Da er sich seit kurzem besser mit dem französischen Staatspräsidenten verstand, fiel es ihm nicht schwer, beim nächsten Flug der Weltraumrakete „Ariane“ einen Platz für Jesus zu ergattern.

Bis dahin dauerte es noch eine Weile. Jesus verhielt sich die ganze Zeit sehr kooperativ. Der Kanzler ließ es sich nicht nehmen, mit ihm eine Wanderung nach Mariazell zu unternehmen. Er bedauerte, dass der Bund die Kosten für Asylwerber nicht mehr übernehmen könne, und beglich diese für Jesus aus eigener Tasche. Der in Tirol bekannte touristische Vor-, Kreuz- und Querdenker Günther Aloys lud Jesus ins Mega-Resort Ischgl ein und hoffte, von ihm das Wandern auf Wasser zu erlernen. Dabei wäre er fast ertrunken. Der Vizekanzler setzte sich für eine Arbeitsgenehmigung ein und hoffte, dass Jesus Wunder tun würde.

So verging die Zeit bis zur Abschiebung. Diese wurde den Medien wie die Ausreise eines Staatgastes präsentiert, und das Fernsehen übertrug den Start der „Ariane“ live.

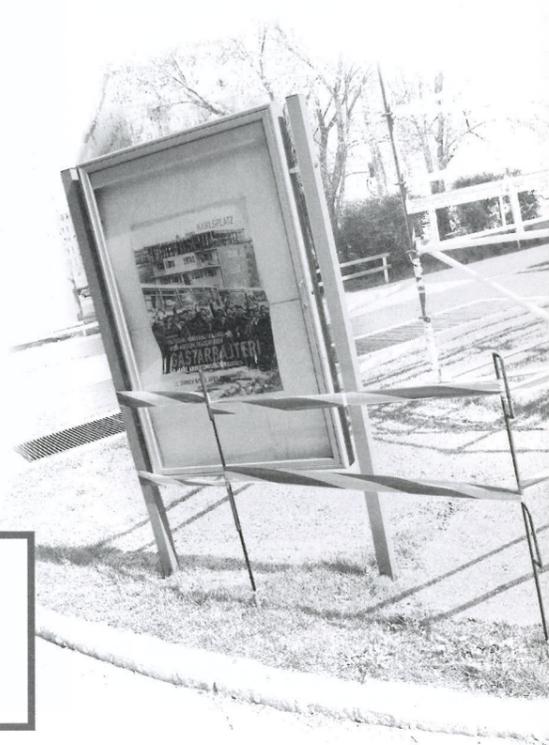
Dann verlor sich die Spur des einsamen Wanderers am Wasser. Ob er je im Himmel ankam, ist nicht bekannt. Die Aufregung auf Erden flaute ab, meine eigenen Beobachtungen behalte ich für mich. Die Österreich-Werbung bastelt an einem Konzept, Pilgerströme ins Land zu bringen, möglichst im Sommer, wenn der Tourismus eine Belebung braucht. In Tirol wurde der Lanser Seerosenweiher als Ort, an dem der Herr aufgetaucht war, eiligst unter strengsten Naturschutz gestellt. Es war aber zu spät. Die ersten Extrempilger (eine neue Spezies von Abenteuerurlaubern) hatten ihn über Nacht ausgetrunken.

P. S.: Überzeugen Sie sich bitte selbst. Kommen Sie nach Innsbruck, ins schöne Land Tirol, und wandern Sie zum Seerosenweiher. Die Initiative Minderheiten führt Sie gerne. Die Tafel steht immer noch dort. Der Text ist leicht geändert. „Beachten Sie bitte zur Erhaltung des Naturdenkmals die Verbote des Betretens der Ufer sowie des Badens und des Fischens im See“, heißt es jetzt. Naja, ist ja fast das Gleiche.

Michael Örtl

Erscheinungsort Innsbruck
Verlagspostamt A-6020 Innsbruck
P.b.b. Bürgerinitiative Demokratisch Leben/Stimme-Nr.: 50
Aufgabepostamt A-9020 Klagenfurt
Zul.-Nr.: GZ 02Z031717 S

Rücksendeadresse:
Initiative Minderheiten
Gumpendorferstraße 15/13
A-1060 Wien



Bureau de poste
A-9020 Klagenfurt
(Autriche)
Taxe perçue – Envoi à taxe réduite